Ueber die

Anfänge des ionischen Baustiles.

Von

F. v. Reber.

So verschieden auch die Ansichten über die frühesten Entwicklungsstadien der hellenischen Kunst sich herausgebildet haben, so scheint doch nicht mehr ganz in Abrede gestellt zu werden, dass sich dabei eine gewisse Verbindung von urhellenischen und aussereuropäischen Elementen bemerkbar mache.

Eine solche Verbindung kann uns nicht wundernehmen. Die höhere Kultur der Hellenen ist beträchtlich jünger als jene Aegyptens, des Euphrat- und Tigrislandes und ihrer syrischen Abzweigungen. Auch die Verbindungswege sind ohne allzugrosse Schwierigkeit. Die zweifellose Strömung aller Kultur von Ost nach West konnte die Westküste Kleinasiens sogar auf dem Landwege erreichen, die weiteren Küstengebiete des Mittelmeeres natürlich nur zur See, auf welchem Wege auch das europäische Griechenland vom Ostende des Mittelmeeres aus die Einflüsse des Orients empfing.

Da es aber ausser Frage steht, dass unter allen orientalischen Kulturvölkern keines sich in dem Grade mit Import und Export an den Küsten des Mittelmeeres beschäftigte und beschäftigen konnte, als die Phönikier, so muss wohl auch angenommen werden, dass das Meiste, was an Geräth, vorab Schmuck, Prunkgeschirr, Waffen und Stoffen im europäischen Hellas eingeführt worden ist, phönikischer Industrie angehörte. Das schliesst nicht aus, dass der Tauschhandel der Phönikier auch Erzeugnisse der Industrie anderer aussereuropäischer Kulturvölker, mit welchen sie in Land- und Seeverkehr standen, vertrieb, wie die zweifellos ägyptischen Fabrikate, die sich an den ältesten Fundstätten Griechenlands wie Etruriens vereinzelt gefunden haben, zu beweisen scheinen. Von diesen müssen übrigens jene ausgeschieden werden, welche sich bei näherer Prüfung als mehr oder weniger geschickte Imitationen ägyptischen oder auch mesopotamischen Stiles oder als Mischung beider Stile darstellen. Denn diese Arbeiten müssen zum grössten Theil ebenfalls für Phönikien oder dessen politische und kulturelle Dependenz Cypern in Anspruch genommen werden, deren Kunst- und Industriethätigkeit, beträchtlich jünger als die ihrer östlichen und südlichen Nachbarn, überhaupt auf einem Kompromiss zwischen

den Vorbildern der ältesten östlichen Kulturvölker, nämlich Aegyptens und Mesopotamiens beruht.

Will man die industrielle wie merkantile Stellung Phönikiens nicht überhaupt in Abrede stellen, so wird gegen die angedeuteten Verhältnisse an den Küsten des Mittelmeers schwerlich etwas einzuwenden sein. Wir geben übrigens gerne zu, dass die Phönikier neben dem Geräthimport auch mit dem Metallhandel als Rohprodukt (Gold, Kupfer, Zinn, Bronze als Verbindung der beiden vorgenannten Metalle) sich befassten, und dass auf Grund dieser Materiallieferung auch die eigene Thätigkeit der Griechen schon in einer Zeit beginnen mochte, in welcher Hellas noch nicht in der Lage war, die Rohstoffe selbst zu importieren, zu legieren, in grösserem Umfang zu giessen u. s. w. Das Selbsterzeugte war indess noch in Homers Zeit weder das Meiste noch das Beste, wie ich übrigens schon an anderem Orte darzuthun versucht habe.[1])

Während wir aber den geräthlichen Import in den frühesten Zeiten bis auf Homer herab für sehr bedeutend halten, finden wir hinsichtlich der Architektur im europäischen Griechenland nur sehr beschränkte orientalische Einflüsse. Architekturformen leiten sich erfahrungsgemäss leichter im Landverkehr von Ort zu Ort als auf dem mehr zu Geräthverfrachtung geeigneten Seewege. Primitiver Wandbau und die Holzarbeit mit Beil und Säge, zu Verkleidungen, Decke und Dach in holzreichen Ländern landüblich traditionell, bedürfen überhaupt keines Imports. Die Dielen-Verkleidung des widerstandsunfähigen aus ungebrannten Ziegeln und Lehmverband bestehenden Mauerwerks, die selbst wieder ein an den Ecken senkrechtes in der Flucht horizontales Riegelwerk zur Befestigung voraussetzt, konnte indess zu wenig Kunst führen. Um so mehr die Zimmermannsgepflogenheiten an Decke und Dach. Die Anheftung von Dielenstücken und Leisten an dem Balkenwerk mittelst hölzerner Heftstiften bot so vieles auch ornamental Verwerthbares, dass Friese und Gesimse eine künstlerische Ausgestaltung erhalten konnte, die unmittelbar aus der Construction hervorging. Man denke an die Triglyphen, Regulen und sog. Tropfen am dorischen Friese, an die Mutuli am dorischen Geison. Auch die Holzsäulen des mykenischen Stiles mit ihrer ganz eigenartigen Verjüngung nach unten und dem gedrehten Kapitäl sind in ihrer einfachen Gestaltung einheimisch und haben in Asien wie am Nil keine Vorbilder.

Sobald aber der Pinsel in Thätigkeit trat, räumten alle Gliederungen, soweit sie nicht schon durch die Construction ihre bestimmte Detailform er-

---

[1]) Ueber das Verhältniss des mykenischen zum dorischen Baustil. Abh. der k. b. Ak. d. Wiss. München 1896. S. 511 fg.

halten hatten und deshalb nur noch Anstrich erheischten, den östlichen Einflüssen ziemlich weitgehend das Feld. Das gemalte Ornament der mykenischen Megara zeigt fast nirgends den geometrischen Stil der sog. Dipylon-Vasen, in welchem wir die autochthone Art sehen, und erscheint in seinen Stern-, Blumen-, Spiralen- und Palmettenformen der Weise des Orients verwandt. Ebenso das reliefierte Ornament, wie es sich z. B. an den Grabcippen der Schachtgräber von Mykenä, am Alabasterfries von Tiryns, an den Tholen von Mykenä und Orchomenos erhalten hat, das ja nur als plastische Uebertragung von Wand- und Vertäfelungs-Malereien auf Steinplatten zu betrachten ist. Auch die Menschen- und insbesondere Thierdarstellung der mykenischen Ueberreste ist, im schroffsten Gegensatze zu den bezüglichen Bildungen der Dipylonvasen, den Typen nach östlicher Provenienz. Eine solche verrathen alle bedeutenderen Fundstücke, und zwar von dem in Tiryns gefundenen Wandgemäldefragment des Stierbändigers, den in Gold und Silber eingelegten Dolchen, den getriebenen Goldplättchen und den Goldbechern der Schachtgräber von Mykenä und der Tholos von Baphio u. s. w. bis zur Steinskulptur des Löwenthors von Mykenä. Und diese Provenienz müssen wir festhalten, sei es nun dass die Metall- oder auch Elfenbeinstücke direkt importiert oder aber asiatischen Importstücken nachgebildet sind, zumal es bei manchen fraglich bleibt, ob auch selbst die Nachbildung hellenischen Händen zugeschrieben werden muss. Denn zu den importierten Waaren kamen auch importierte Sklaven,[1]) deren Handelswerth sich naturgemäss nur steigern konnte, wenn sie über irgend eine Kunstfertigkeit verfügten.

Wir müssen also im europäischen Hellas zwischen Baukunst und Ausstattungskunst unterscheiden, sowie ich diess anderwärts darzustellen und zu belegen gesucht habe.[2]) Eine prinzipielle Ablehnung dieses Grundsatzes könnte mich nur an die vor 34 Jahren erfolgte und bald zurückgezogene Ablehnung meiner Stellungnahme gegen die jetzt wohl allgemein aufgegebene K. Bötticher'sche Theorie des Steinursprungs der griechischen Tektonik[3]) erinnern, und liesse mich einen ähnlichen Meinungsumschwung ruhig erwarten. Vorläufig könnte ich zufrieden sein, dass meine Ausführungen über den Zusammenhang des Saalbaues der mykenischen Zeit mit dem dorischen Tempelbau im Allgemeinen Anklang gefunden.[4]) Ich kann mich nur leider nicht damit

---

[1]) Od. XV. 417. [2]) a. a. O. S. 513 fg.

[3]) Geschichte der Baukunst im Alterthum. Leipzig 1866.

[4]) F. Noack, Zur Entwickelung griechischer Baukunst (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum etc. 1898. S. 569 fg.). Der geistreiche Verfasser, welchem ich für die anschauliche Wiedergabe meines Konstruktionssystems in Abb. IV. S. 657 seiner Untersuchung zu Dank verpflichtet bin, glaubte

begnügen, weil ich mich nicht entschliessen kann, auf die Konsequenz zu verzichten, welche ich in Bezug auf die Dachform gezogen habe.

Wenn einmal zugegeben ist, dass im dorischen Tempelbau die Fortsetzung des Megaronbaues der mykenischen Periode zu erkennen sei, liegt es nahe,

---

freilich die Richtung der Unterzugs- und Deckbalken in seiner Rekonstruktion (Abb. VI und VII S. 659 und 660) vertauschen zu müssen. Ich habe diess in der angeführten Abhandlung (S. 488 fg.) konstruktiv als an sich nicht unmöglich bezeichnet, aber als unwahrscheinlich dargelegt, und bin durch Noack's Ausführungen darin nur noch bestärkt worden. Wenn Noack die Längswände des Megaron bis zum Bedachungsabschluss im Gegensatz gegen den dorischen Bau als völlig ungegliedert annimmt, so will ich dagegen kein ästhetisches Bedenken erheben, so zulässig diess auch bei einem Werke der Baukunst angesichts des relativen Luxus des Alabasterfrieses der Fronte und nach Analogie des zugestandenermassen aus dem Megaron entwickelten dorischen Schemas wäre. Halten wir uns also nur an konstruktive Erwägungen.

So lange man baut, legt man die Deckbalken nach der kürzeren Erstreckung, also nicht in der Längsrichtung eines Gebäudes. Ferner wird man bestrebt sein müssen, die Deckbalken in gleichen Abständen zu legen, was nach der Noack'schen Anordnung im Säulensaal unmöglich ist. Drittens wird man die Abstände so weit als möglich nehmen, um Material zu sparen und nicht in der Dichtheit, wie sie Noack der gegebenen Triglyphenabstände des Alabasterfrieses wegen annimmt.

Geradezu unbegreiflich aber erscheint es uns, dass Noack die offenen Metopen der Langseite bekämpft, da er doch eine Giebelbedachung und damit das offene Tympanon ablehnt. Da er auch kein Hypäthrum erwähnt oder aus Abb. VI ersichtlich macht, ist sein Megaron bei verschlossener Thüre finster, bei der Rauchentwickelung des Heerdes und der Fackeln unbewohnbar. Da wären denn doch die offenen Metopen eine Rettung gewesen und wenigstens Rauchabzüge und Ventilatoren, und etwas Licht wäre doch auch besser als gar keines. Denn wenn es bezüglich des Lichteinlasses nur auf den Sonnenstand und den direkten Sonnenstrahl ankäme, wie diess Noack's Abbildung V giebt, so wären ja unsere Nordzimmer auch lichtlos und wenigstens jedes Keller- oder Gefängnisshochfenster unnütz. Uebrigens betrachtete ich die offenen Metopen stets als „Licht- und Luftöffnungen" (S. 493) und gebe ich gerne zu, dass sie in ersterer Richtung nicht viel zu bedeuten hatten, da nach meiner Giebeltheorie die offenen Tympana weit mehr zu leisten vermochten.

Allerdings wird, wie Noack geltend macht, das ursprüngliche Offensein der Metopen nicht direkt bezeugt, aber es wird, abgesehen von der missverständlichen Stelle bei Vitruv IV. 2, 4, bei Euripides, Iphig. in Taur. v. 110—114 unverkennbar angedeutet. Denn wenn es bei dem Raubanschlag heisst: „siehe wie weit die *γεῖσα τριγλύφων* den blossen Leib eindringen lassen", so kann das nicht anders verstanden werden als: siehe wie hoch die „Abdeckung der Triglyphen" liegt und ob der darunter befindliche Raum (zwischen den Triglyphen) ausreicht, den Leib durchzulassen. Es kann sich also bei den *γεῖσα τριγλύφων* nicht um das *γεῖσον* (Kranzgesimse) schlechthin handeln, welches auch die biegsamste Phantasie sich nicht unterbrochen und durchbrochen und ein Einschlüpfen ermöglichend denken könnte. Und ebensowenig kann Euripides dabei an ein Schlupfloch im Gebälk eines Peripteros oder der Vorhalle eines Anten- oder prostylen Tempels gedacht haben, da man durch ein solches nicht in das Tempelinnere hätte eindringen können. Es deutet sonach diese Stelle auf einen Triglyphenfries mit offenen Metopen an den Langseiten. Der Alabasterfries von Tiryns war aber thatsächlich mit geschlossenen Metopen eingerichtet, und zwar aus doppelten Gründen. Zunächst weil er den an der Fronte in seiner Längsrichtung erscheinenden Deckbalken dem Auge zu entziehen hatte. Dann weil an der offenen Säulenvorhalle der Fronte offene Metopen sowenig Sinn hätten wie an allen Seiten im Peripteralbau.

Wir müssen also die konstruktive Erklärung des Alabasterfrieses, als in den Triglyphentheilen mit den angeblich nach der Fronte gerichteten Deckenbalkenenden correspondirend, nach wie vor in Abrede stellen. Er war reines Zierglied mit dem Zwecke, die konstruktive Ungleichheit des Langseiten- und Fronteseiten-Aeussern zu Gunsten des letzteren annähernd auszugleichen. Dabei blieben immerhin noch die Unterschiede, dass die Metopenfüllungen ausschliessend der Fronte und der Rückseite zukamen, dass

die Verwandtschaft ebenso wie im Plan, so an dem nächst diesem wichtigsten und primitivsten Theile der Construction, nämlich an der Abdeckung zu konstatieren. Für mich ist nun das Satteldach nicht eine letzte, erst in historischer Zeit und nach Fertigstellung des dorischen Peripteralbaues hinzugekommene Zuthat, sondern etwas in Europa klimatisch Gebotenes, und darum für alle Gebäude grösserer Erstreckung Ursprüngliches. Darin haben mich die vortrefflichen Ausführungen Benndorf's [1]) in der belehrendsten Weise bestärkt, wobei ich auch gerne zugebe, dass der Dachbelag, was ich übrigens selbst als möglich erklärte, [2]) in der Weise mittelst Verdielung hergestellt worden sein kann, wie diess G. Niemann in Fig. 38 zu der angezogenen Abhandlung Benndorf's anschaulich gemacht hat.

Uebrigens habe ich nicht behauptet, dass die Griechen der mykenischen Zeit das flache Erddach nicht in Anwendung brachten. Die kleinen Gemächer von Tiryns, welche die Mehrzahl der aufgedeckten Räume bilden, stelle ich mir durchaus flachbedacht vor, in der Regel mit jenen dichtgereihten und unbearbeiteten Stangen horizontal bedeckt, wie wir sie an lykischen Felsengräbern, über der Löwenthorsäule, am Portal der Tholos der Frau Schliemann u. s. w. in Stein nachgebildet finden, und mit einer auf diese gestrichenen Lehmlage abgeschlossen.[3]) Das flache Dach solcher Nebenräume beweist auch die Episode von Elpenor, der weinschwer von der schwülen Schlafkammer zum küklen Dach emporstieg um dort den Rausch auszuschlafen, [4]) wobei man nur ohne allen Grund auf das Megaron geschlossen hat, welches nie eine Schlafkammer war. Flachgedeckte und giebelgedeckte Räume müssen ebenso nebeneinander gestanden haben, wie es nach den lykischen Felsengräbern auch in Kleinasien der Fall war. Auf den Plänen von Troia und Tiryns sondern sich übrigens dimensional und durch die Mauerstärken die jedenfalls auch

---

das Material an den Langseiten Holz, an der Fronte des höheren Schmuckes wegen Alabaster war, und dass die Abstände der Triglyphen an den Langseiten sich breiter gestalteten, als es das Streben nach grösserem Reichthum an der Stirnseite empfahl, wo der dahinter befindliche dem Fries entsprechende Deckbalken, an welchen die Alabasterplatten befestigt, mit dem Fries lediglich zu schmücken war. Es waren sonach vorne die Abstände willkürlich und nur durch die reguläre Auftheilung des Schemas auf die gegebene Gesammtlänge zwischen den beiden Anten bedingt. Die Engerstellung der Triglyphenstücke konnte aber dem vor der Fassade stehenden Betrachter nicht ins Auge fallen, da er die Langseite nur in perspektivischer Verkürzung sehen konnte, welche auch das Fehlen der Metopenplatten an den Langseiten dem Auge entzog.

[1]) O. Benndorf, Giebelakroterien. Jahreshefte des Oesterreichischen Archäologischen Instituts. Band II. Wien 1899.

[2]) Ueber das Verhältniss etc. S. 500.

[3]) A. a. O. S. 499 und die Aussenansicht des Megaron von Tiryns.

[4]) Od. X. 554—559.

höheren Hauptgebäude, speziell die Megara und die Propyläen, deutlich genug ab, und für diese, welche ja auch sonst für die Monumentalbauten der späteren Zeit vorbildlich sind, nehme ich eben das Giebeldach in Anspruch, das für die kleineren Räume wegen der leichten Abfuhr der Niederschläge, der unbedenklichen Belastung der nicht weit gespannten Decken, der ausreichenden Beleuchtung durch die Thüren und der mangelnden Herdfeuer ganz überflüssig wäre.[1])

---

[1]) Noack, a. a. O. S. 661 fg. hat noch einmal versucht, das Giebeldach als ursprünglich in Abrede zu stellen. Dazu war allerdings das gewaltsame Mittel nöthig die dafür beigebrachten Belege aus Homer als „nicht beweiskräftig" zu bezeichnen. „Sie gehören, sagt Noack, so jungen Stücken bezw. Zusätzen an, dass, selbst wenn sie nur unter der Voraussetzung des Giebeldaches zu verstehen wären, sie für dessen Existenz am mykenischen Megaron kein Zeugniss ablegen könnten." Glaubt Noack wirklich, dass man sich mit dieser knappen Ablehnung einer unbequemen Sache für alle Zeit beruhigen wird? Zunächst müssen wir gegen den eingeschobenen Satz „selbst wenn sie nur unter der Voraussetzung des Giebeldaches zu verstehen wären" Verwahrung einlegen. Kann jemand bei der Stelle Il. XXIII. 711—713, in welcher der Dichter das Ineinandergreifen der Arme beim Ringkampf zwischen Ajas und Odysseus mit dem Ineinandergreifen der vom kundigen Zimmermann gefügten Dachbalken am hochragenden Haus vergleicht, füglich an anderes als an die Junktur der Sparren (ἀμείβοντες) denken? Und schlechterdings ausgeschlossen ist es, bei Horizontalbedachung des Megaron zu erklären, wie Athene beim Freierkampf in Ithaka zur Decke des Saales emporschwebend sich dort setzen und dort (sitzend oder stehend) die Aegis schwingen konnte (Od. XXII. 239. 240. 297/8), wenn sie nicht einen freiliegenden Deckbalken hiezu zur Verfügung hatte, „der ruhenden Schwalbe vergleichbar". Hier stehen wir geradezu vor einer Unmöglichkeit, die Scenen anders als mit dem offenen Dachstuhl als Schauplatz zu erklären.

Was aber die Behauptung betrifft, die genannten vier Stellen seien so junge Stücke bezw. Zusätze, dass sie kein Zeugniss ablegen können, so gehört der erstere Theil derselben vor ein anderes Forum. Der letztere aber muss auch für den Fall, dass dieses andere Forum die Stellen für spätere Einschiebung erklärt, abgelehnt werden. Denn gesetzt, diese angeblich nachträglichen Einschiebungen, speziell der Odyssee, stammen erst aus der Zeit der peisistratidischen Redaktion (6. Jahrh. v. Chr.) — und man wird doch schwerlich behaupten wollen, dass sie erst unter dem Eindrucke der offenen Dachstühle der Basiliken entstanden seien —, so hätten sie, wenn auch ein Rhapsode vorher eine Ungeheuerlichkeit entgegen aller Tradition recitiert hätte, doch nicht in der nach gegnerischer Ansicht ganz unzutreffenden, ja unmöglichen Form vor der peisistratidischen Kommission Gnade gefunden. Die Vorstellung konnte aber sicher nicht aus der Erscheinung des geschlossenen Deckenwerkes im ausgebildeten dorischen Stil entnommen sein. Es bleibt sonach nichts anderes übrig, als ihren Ursprung in die Zeit vorher zurückzulegen.

Noack giebt aber selbst zu, dass in mykenischer Zeit das Giebeldach nicht ganz unbekannt war, wie die ihm nachgebildeten Kammergräber am Palamidi bei Nauplia und bei Spata beweisen; aber gegen seine Anwendung beim Megaron des Anaktenhauses sprächen „sowohl dessen breite schwere Wände, als auch das horizontale Geison des dorischen Tempelgiebels".

Hinsichtlich des ersteren Gegengrundes ist nicht zu leugnen, dass die Wanddicken auffällig sind. Aber dass diese nur durch die den Wänden zugemuthete Bedeckungslast, mithin ein schweres Erddach, veranlasst gewesen sein können, dürfte schwerlich zu erweisen sein, wenn auch im Allgemeinen nicht in Abrede gestellt werden soll, dass die Schwere des Getragenen maassgebend sei für die Stärke der Stützen. Denn wir behaupten, dass die Dicke der Wände wohl ebensosehr als von der den Wänden zugemutheten Last auch abhängig sei von der Solidität und von der Höhe des Mauerwerks. Die Solidität zunächst kann kaum geringer gedacht werden, als sie an den Megaron-Wänden aus luftgetrockneten Ziegeln mit Lehmverband, deren Widerstandsfähigkeit gegen Sonnenbrand und Winterregen durch Holzverkleidung nur bis zu einem gewissen Grade erhöht werden konnte, thatsächlich ist. Denn ein eigentliches Fachbauriegelwerk war ja nicht vorhanden. Die eingesetzten Horizontalriegel, welche hauptsächlich dazu

Ich sehe keinen Grund, ein gleiches Verhältniss im asiatischen Hellas wie in den halbhellenischen Gebieten Kleinasiens (Troas) zu bezweifeln, da ja selbst in nichtgriechischen Ländern Mittel- und Südkleinasiens das Giebeldach durch die Felsendenkmäler bewiesen wird. Freilich reichen diese gegiebelten Felsendenkmäler nicht in vorhistorische Zeit zurück. Gewiss aber ihre in Holzbau oder Fachwerkbau ausgeführten jetzt verschwundenen Vorbilder, welche wenigstens in Phrygien als vorherrschend giebelbedacht angenommen werden dürfen, während in Lykien, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, das Giebeldach seltener als das Flachdach begegnet.

---

dienten, die Anheftstifte für die Dielenverkleidung aufzunehmen, war mit Ausnahme der senkrechten Eckriegel ohne die senkrechte Verspannung und Verankerung unter sich, welche erst den Fachwerkbau und eine entsprechende Wandfestigkeit ausmacht. Dann mochte man annehmen, dass eine doppelte Höhe den kleineren Gemächern gegenüber eine doppelte Wanddicke nöthig machte, zumal eine weitgespannte Eichbalkendecke und Balkenbedachung immerhin als eine Last betrachtet werden konnte, welche der Last eines Flachdaches mit Erdestrich auch dann nicht allzuweit nachstand, wenn statt des von uns angenommenen Erdbelags ein Dielenbelag im Benndorf'schen Sinne die Dachung abschloss. Wenn wir also diesen Hauptgrund für das Flachdach der Megara nicht gelten lassen können, so natürlich noch weniger für das angeblich ursprüngliche horizontale Lehmdach des ältest nachweisbaren dorischen Peripteros, nämlich des ursprünglich noch mit hölzernen Säulen ausgestatteten Heräon von Olympia. (F. Adler, R. Borrmann, W. Dörpfeld, F. Graeber, P. Graef, Die Baudenkmäler von Olympia. Berlin 1892. Textband S. 36.)

Noack führt aber noch einen anderen Umstand für das horizontale Erddach ins Feld, nämlich das horizontale Giebelgeison. Er sieht darin „nur das Rudiment eines älteren Zustandes und erklärt sich das Festhalten an ihm nur so, dass es als der Vorstoss des flachen Daches auch an den ältesten Tempelfronten eine Rolle spielte". Wir begreifen nicht, warum gerade das Geison der Fronte das Rudiment eines älteren Zustandes sein soll und nicht das Geison überhaupt? Warum nicht speziell das Geison der Langseiten, wo allein der schräge Unterschnitt im Zusammenhang mit der Sparrenlinie Sinn hat und sicher schon im Holzvorbild vorlag? Wenn wir also in der Form des Geison der Langseiten nicht bloss ein Rudiment, sondern geradezu den Typus des Dachvorsprunges, das Traufenende, erkennen, so ist das horizontale Giebelgeison nicht Reminiscenz der angeblich giebellosen Fronte, sondern Concession an die Gleichartigkeit der horizontalen Abschlüsse an allen Seiten, als Reflexwirkung der konstruktiven Erscheinung des Geison der Langseiten. Und diese Behauptung stelle ich nicht als These gegen These hin: denn dass das horizontale Geison der Giebelseite, dessen schräger Unterschnitt niemals durch die Konstruktion bedingt gewesen sein kann, in seiner Form vom Geison der Langseite (Traufenseite) abgeleitet ist, dürfte doch kaum einem ernsthaften Widerspruch begegnen können.

Das horizontale Giebelgeison kann uns also auch nicht beweisen, was Noack weiterhin daraus folgert, „dass es der Erscheinung des peripteralen Tempels bereits als integrierender Teil zu fest angehörte, um dem hinzutretenden Giebel zu weichen", dass „demnach auch der Peripteraltempel zuerst nur ein flaches Dach hatte" und dass „das Giebeldach selbst die peripterale Tempelanlage als vollendet voraussetze".

Selbstredend kann ich auch nicht zugeben, dass „das Giebeldach (wie die peripterale Tempelanlage) peloponnesische Erfindung war" (S. 663). Die vage Bemerkung bei Pindar (Ol. XIII. 21), dass man in Korinth den Tempeln der Götter die Giebel (*δίδυμον*, vielleicht lediglich auf den Schmuck der Giebelfelder bezüglich) hinzufügte, kann das so wenig beweisen, wie das Alter des Heräon von Olympia. Für mich ist das Giebeldach geradezu europäisch im Gegensatz zum Flachdach niedrigerer Breitengrade. Speziell aber in der griechischen Gestalt Eigenthum der Bevölkerung der Balkanhalbinsel und weit über das eigentliche Hellenengebiet hinaus- und selbst nach Kleinasien übergreifend.

Die Verwandtschaft der Megara und Propyläen Troia's mit jenen von Mykenä und Tiryns ist auch nie verkannt worden, und zwar ebensowenig bei den Resten der II. vormykenischen Schicht Troia's wie bei jenen der VI. durch Dörpfeld unumstösslich mit dem homerischen Troia in Verbindung gebrachten Stadt. Doch bieten die Bauten Troia's auch planliche und konstruktive Abweichungen dar, welche nicht erlauben, das Troianische wie das Tirynthisch-Mykenische durchaus in eine und dieselbe Form zu bringen. So die technischen Verschiedenheiten hinsichtlich des Mauerbaues, in welchem die Megara der II. troianischen Schicht dem Ziegelbau der europäischen Megara ganz nahe stehen, während die Bauten der VI. Schicht sich davon durch reinen Steinbau unterscheiden.[1]) Dann die Verhältnisse des Grundrisses und endlich die Säulenlosigkeit der II. Schicht, die abweichende Säulenstellung der VI. —

Von architektonischen Gliederungen aber hat sich in Troja bis auf eine auffallend hohe konische Säulenbasis der VI. Schicht, die von den Basen von Tiryns und Mykenä stark abweicht, nichts erhalten.[2]) Die Basis ermuntert gerade nicht zu der Voraussetzung, sich die Säule überhaupt der mykenischen ähnlich zu denken, zumal auch die Stellung der Säulen in dem Gebäude C der VI. Schicht[3]) eine von den Megara von Tiryns und Mykenä gänzlich abweichende, und an den protoionischen Tempel von Neandria (Tschigri-Dagh)[4]) gemahnende ist (vgl. Fig. 11 und 12). Nachdem es nunmehr so viel als gesichert ist, dass wir in den Megara des europäischen Griechenland der mykenischen Periode die Vorbilder zum dorischen Stil zu suchen haben, liegt es daher nahe, von vorneherein zu vermuthen, dass sich die troianischen Megara, trotz ihrer planlichen Verwandtschaft mit jenen, hinsichtlich des Aufbaues in einem ähnlichen Verhältnisse zum asiatisch hellenischen Stile, nämlich zum ionischen befanden. Diese Vermuthung näher zu begründen, gestatten die Fundverhältnisse nicht. Wir können jedoch in den in Troia VI gefundenen Scherben mykenischen Stiles keinen Zwang erkennen, auch den Baustil als mykenisch im engeren Sinne voraussetzen zu müssen.

Als ältestes, wenigstens in der Kapitälbildung gesichertes protoionisches Denkmal steht erst der von Koldewey musterhaft untersuchte und beschriebene

---

[1]) Nähere Ausführungen bei F. Noack, Studien zur griech. Architektur I. (Jahrb. des arch. Instituts XI. 1896. S. 212 fg.)

[2]) Vgl. die Zusammenstellung der Basen in meiner oben citierten Abhandlung S. 9.

[3]) W. Dörpfeld, Troia 1893, Plan.

[4]) R. Koldewey, Neandria. 51. Programm zum Winckelmannsfeste der Arch. Ges. zu Berlin. 1891.

Tempel von Neandria, dessen erste Entdeckung das Verdienst meines ehemaligen Schülers J. Thacher Clarke ist,[1]) zur Verfügung. Nur etwa 25 km südlich von Troia liegend, steht die äolische Stadt dem troischen Kulturboden unmittelbar nahe, das Denkmal selbst erscheint aber immerhin um einige Jahrhunderte jünger als das Gebäude C von Troia VI, wie denn auch Koldewey die Entstehungszeit des Tempels in das VII. Jahrhundert v. Chr. setzt. Die Stadt liegt wie Troia nicht unmittelbar an der Küste, von welcher sie etwa 10 km entfernt ist. Der Tempel ist noch nicht peristyl, und hätte das auch später ohne Erweiterung des Unterbaues nicht werden können, da der Abstand der Cellamauer von der Unterbaukante an der südwestlichen Langseite nur 2 m, an der südöstlichen Schmalseite 2.40, an der nordwestlichen Fronte 2.23 und an der nordöstlichen Langseite gar nur 1.40 m beträgt, mithin zu schmal und überdiess sehr ungleich ist. Das Innere zeigt eine zweischiffige Bildung wie das Gebäude C von Troia VI oder wie der alte Tempel von Lokri,[2]) abgesehen von späteren Werken, wie die sog. Basilika (wohl Tempel?) zu Pästum, die Halle von Thorikos, die Schiffhäuser von Athen, die Markthallen zu Assos, Pergamos und Athen.

Bei den letzteren scheint es wohl sicher, dass die in der Längsaxe des Gebäudes laufende Säulenreihe den Unterzugsbalken trug, der den Deckbalken als mittleres Auflager diente. Bei dem Tempel von Neandria, wie bei dem Gebäude C von Troia VI ist jedoch diess, wie schon Koldewey[3]) für Neandria geltend macht, nicht ausser Frage. Koldewey ist sogar geneigter als wir, anzunehmen, dass „Dach (Giebeldach) und Decke eins waren, indem die Querbalken geneigt auf dem Epistyl lagen .... Man sei also vorläufig berechtigt, in Neandria eine nach beiden Seiten schräge Decke, die dem Dach unmittelbar entspricht, anzunehmen“. In der That kömmt diese Bildung an Felsengräbern vor und nicht bloss an phrygischen, wie dem zertrümmerten Grab (zwischen den Dörfern Hairan Veli und Demirli), auf welches sich Koldewey bezieht, sondern auch in etrurischen Grabkammern. Allein es bleibt bei diesen Felsenkammern immer noch zweifelhaft, ob diese Beschränkung des Deckenwerks auf die Sparrenbildung nicht doch bloss als Abbreviatur eines offenen Dachstuhls unter Weglassung der horizontalen Deckbalken und der Firstsäulen zu verstehen sei, wie sie an Felsendenkmälern nicht bloss als technisch zulässig, sondern als

---

[1]) A protoionic Capital from the site of Neandria. Papers of the Archaeological Institute of America. Baltimore 1886.

[2]) Dörpfeld, Mitteilungen des römischen Instituts. 1890. V. S. 161 ff.

[3]) A. a. O. S. 44.

wesentliche Arbeitserleichterung zu erachten ist.[1]) Ja ich neige jetzt sogar der Meinung zu, dass auch die auf Grund eines Grabinnern von Corneto von mir angenommene Dach-Gestaltung des etrurisch-römischen Cavaedium displuviatum[2]) der Unterstützung durch horizontale Deckbalken und daraufgestellte vertikale Stützen der Hypäthralvierung bedürfe.

Diess ist jedoch für unsere Untersuchung von untergeordneter Bedeutung, da ja im VII. Jahrhundert das Giebeldach überhaupt nicht mehr in Abrede gestellt werden kann. Das Wichtigste ist die Form der Säulen von Neandria, speziell die Gestalt der Kapitäle.

Ein Stück davon war bereits 1886 von J. Thacher Clarke publiziert worden; die Untersuchungen Koldewey's haben aber ergeben, dass es dreitheilig war, und aus einem den obersten Theil bildenden Spiralenglied — aus einem unten und oben von einem Torenreifen begränzten Blattwulst als Mittelstück, und zu unterst aus einem Kelch mit abwärtsfallendem Blattkranz sich zusammensetzt. Von den sämtlichen sieben Säulen, deren Standort noch zu ermitteln war, wurden Fragmente gefunden, aus welchen sich ergab, dass die Kapitäle von allen Säulen im Wesentlichen gleichartig waren. Doch sind sie immerhin im Detail unter sich so abweichend gewesen, dass sie nicht nach einer und derselben Norm ausgeführt worden sein können. Denkt man dabei an die Ungleichheit der dorischen Kapitäle des Heräon von Olympia und an die wohlbegründete Erklärung dieser Erscheinung durch den Umstand, dass sie allmählich entstanden sind, um die hölzernen Vorgänger in soliderem Material nach und nach zu ersetzen,[3]) so sind wir mit Recht geneigt, auch in Neandria für diese Verschiedenheiten den gleichen Grund anzunehmen. Unter dieser Voraussetzung dürfte man für den Tempel von Neandria eine ähnliche Ursprungszeit und Geschichte wie für das Heräon von Olympia vermuthen und die Gründung des Tempels mit Holzsäulen noch vor das 7. Jahrh. v. Chr. setzen. Man nähert sich dann noch um einen Schritt weiter der Zeit von Troia VI und stellt sich vor die vorerst allerdings noch nicht zu beantwortende Frage: standen die Säulen des Gebäudes C von Troia in ihrer Gestalt oder präziser in ihren Kapitälen näher jenen von Mykenä oder jenen von Neandria?

Die Säulen von Neandria erhoben sich auf Granitplatten von 17—26 cm Stärke, welche nur mit 2 bis 4 Steinen lose unterlegt, auf der Sandschüttung des Tempelinnern ruhen. Von Basen fand sich nichts, es wäre aber möglich,

---

[1]) Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler. Abh. d. b. Ak. d. Wiss. München 1897. S. 555. 559.

[2]) Des Vitruvius Zehn Bücher über Architektur, mit Anmerkungen und Rissen. Stuttgart 1865. VI. 3, 2.

[3]) W. Dörpfeld, Das Heräon von Olympia. Baudenkmäler v. Olympia. Berlin 1892. Textb. S. 29.

dass die untersten Trommeln als solche zu betrachten sind, wodurch sich wieder etwas dem Gebäude C von Troia VI Aehnliches ergäbe. Auf alle Fälle aber waren die Schäfte nach oben verjüngt, und zwar, wenn nicht die unterste Trommel als Basis diente und deshalb von grösserem Durchmesser war, stark verjüngt, da die Basen-Trommel der zweiten Säule 0.53, das oberste Stück am Kapitälansatz nur 0.44 m misst. Auch hatten sie keine Kanellur.

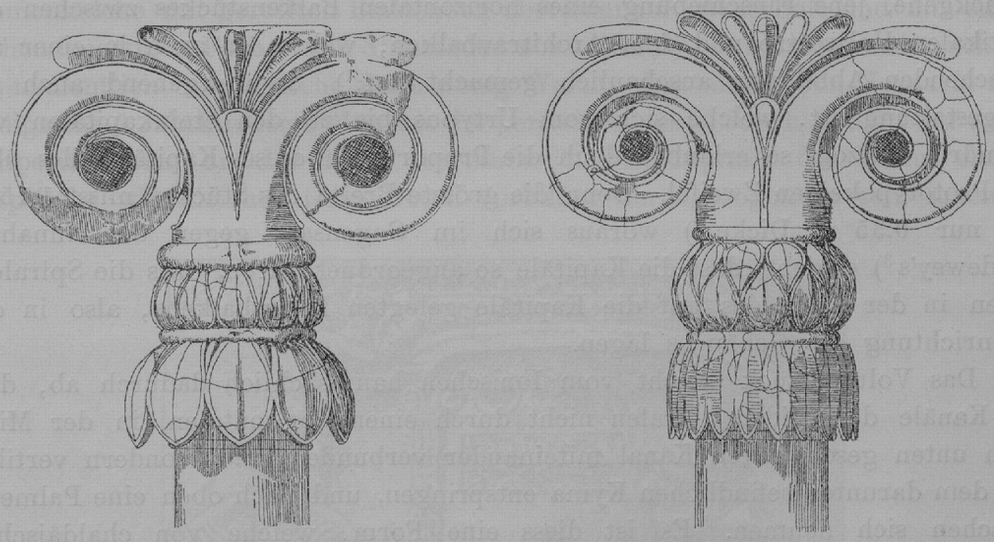

Fig. 1. Kapitäle von Neandria (Koldewey, Neandria).

Von den Kapitälen geben wir in beistehender Figur nur zwei Typen (Koldewey Fig. 62 und Fig. 61), von der dritten und fünften, wie von der zweiten und sechsten Säule (vom Eingang aus gezählt), einen dritten Typus giebt Koldewey in Fig. 60 von der ersten und siebenten Säule. Das Kapitäl der mittelsten Säule ist unfertig geblieben, was unsere oben ausgesprochene Vermuthung, dass die Säulen im Verlauf einer längeren Zeit allmählich entstanden seien, nicht unwesentlich unterstützt.

Das unterste Kapitälglied, der abfallende Blattkranz, zeigt an der dritten und fünften Säule nur 10 verhältnissmässig breite Blätter, an der zweiten und fünften dagegen 20, an der ersten und siebenten 18 Blätter, am vierten Kapitäl, dem mittleren der Reihe, sind die Blätter unausgeführt geblieben. An allen sondert sich das Kapitälstück vom Schaft mittelst eines schwachen Rundstabes.

Ebenso verschieden ist das kymaartige Mittelstück. Von verschiedener Stärke zunächst sind die oben und unten begränzenden Rundstäbe, welche am

ersten und siebenten Kapitäl oben gedoppelt auftreten. Das Kyma selbst ist an der ersten, dritten, fünften und siebenten Säule jener Form verwandt, aus welcher sich der sog. Eierstab entwickelt hat, ganz abweichend ist die Behandlung des etwas grösseren Kyma's der zweiten und sechsten Säule.

Der wichtigste Theil aber ist der oberste, das Volutenstück. Schon Clarke hat erkannt, dass es sich dabei um ein Architekturglied handle, welches ebenso, wie das Volutenglied des ionischen Kapitäls überhaupt, auf das Sattelholz zurückgehe, jene Einschiebung eines horizontalen Balkenstückes zwischen der vertikalen Holzstütze und dem Architravbalken, welche er auch in einer ansprechenden Abbildung anschaulich gemacht hat.[1]) So weitgehend auch die Umgestaltung ist, welche sich vom Urtypus bis zu den Steinkapitälen von Neandria vollzog, so erlauben doch die Proportionen dieses Kapitältheiles über das Prototyp keinen Zweifel. Denn die grösste Breite des Stückes misst 1.15 m bei nur 0.35 m Dicke,[2]) woraus sich im Gegensatz gegen die Annahme Koldewey's[3]) ergiebt, dass die Kapitäle so angeordnet waren, dass die Spiralenseiten in der Linie des auf die Kapitäle gelegten Längsbalkens, also in der Axenrichtung des Gebäudes lagen.

Das Volutenstück weicht vom Ionischen hauptsächlich dadurch ab, dass die Kanäle der beiden Spiralen nicht durch einen horizontalen, in der Mitte nach unten geschwellten Kanal miteinander verbunden sind, sondern vertikal aus dem darunter befindlichen Kyma entspringen, und nach oben eine Palmette zwischen sich nehmen. Es ist diess eine Form, welche von chaldäischen Denkmälern durch ganz Vorderasien an den verschiedensten Punkten und in mancherlei Varietäten sich häufig findet und vereinzelt in archaischen Stelenbekrönungen selbst noch in Athen vorkömmt. Wir müssen den Typus als einen asiatischen betrachten, und werden bei genauerer Prüfung des ganzen Vorrathes wohl aufhören müssen, diesen wichtigsten Bestandtheil des ionischen Stiles als eine hellenische und autochthone Erfindung zu betrachten.

Nur sehr entfernt erinnern die Kapitäle von Neandria an die Kapitäle von Persepolis und Susa. Denn die Aehnlichkeit beschränkt sich im Wesentlichen auf den unteren abfallenden Blattkranz und auf die Aneinanderstückung von mehreren Kapitältheilen, wie sie ausser den persischen und den Neandriasäulen in den uns beschäftigenden Kulturgebieten sich allerdings nicht erhalten

---

[1]) A. a. O. Fig. 4 S. 13. [2]) Ebenda Fig. 2 S. 5.

[3]) Neandria S. 43. Der von Koldewey geltend gemachte Grund eines ungleichen Maasses der Ausführung der beiden Spiralenseiten ist nicht gewichtig genug, um ein Abgehen von dem konstruktiven Prinzip der Uebereinstimmung der Längsrichtung des Kapitäls mit der Richtung des Unterzugbalkens zu rechtfertigen.

haben. Die persischen Säulen aber zeigen statt des Kyma ein ägyptisierendes Kelchkapitäl, statt des gespaltenen Volutengliedes ein senkrechtes Doppelglied, dessen Motiv Mittelstücken von Mobilien entnommen ist, und als Haupttheil endlich die bekannten Doppelthiere, welche zwar in Kleinasien, wie die altlydischen Gold- und Elektronmünzen lehren, keineswegs unbekannt waren, aber an kleinasiatischen Säulen nicht auftreten. Weit näher steht dem Spiralglied der Kapitäle von Neandria ein Emailziegel-Ornament von Susa, welches Blumenkelche mit gerollten Blattenden übereinander wiederholt und mit einem anthemienartigen Fächer von Staubfäden abschliesst.[1]) Für unsere Untersuchung hat namentlich die persische Säule wenig Werth. Die Säulen von Neandria sind wenigstens 2 Jahrhunderte älter als die persischen des V. Jahrh. v. Chr., für deren composite Form an der Stelle der einfachen Stierkapitäle des Darius ebenso ägyptische wie kleinasiatische Detail-Vorbilder herangezogen zu sein scheinen.

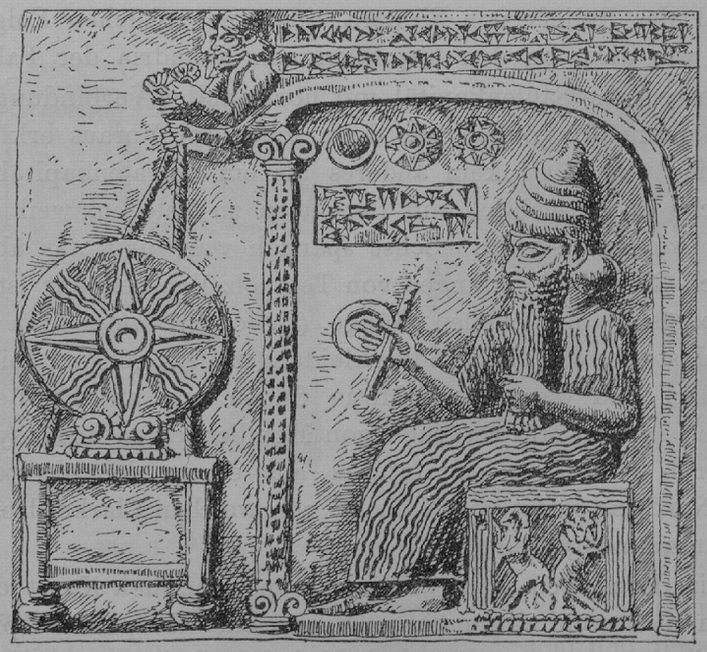

Fig. 2. Von der Thonschiefertafel von Sippara.

Wichtiger ist, dass Kapitäle von unzweifelhafter Verwandtschaft mit jenen von Neandria schon im 9. Jahrh. v. Chr. in Chaldäa vorkommen. So an dem Thonschieferrelief des Königs Nabupaliddina (ca. 822 v. Chr.), gefunden im

[1]) M. Dieulafoy, L'Acropole de Suse, d'après les fouilles exécutées en 1884/6. Paris 1893. pl. XIII. 5.

Sonnentempel zu Sippara, jetzt im britischen Museum. (Fig. 2.) Ob die Ansicht der Keilschriftenforscher richtig ist, dass das Relief das Tabernakel mit der Göttergestalt im uralten Heiligthum von Sippara giebt, ist hiebei nicht von Belang, denn an eine Beeinflussung des chaldäischen Künstlers durch einen Künstler oder ein Werk von der Westküste Kleinasiens lassen die historischen Verhältnisse jener Zeit keinesfalls denken. In allen mesopotamischen Denkmälern erscheint auch das Spiralenmotiv neben Rosetten- und Palmettenbildungen im Ornament dergestalt vorherrschend, dass wir diese Typen auch dann nicht für späteres Importwerk erachten würden, wenn sich für Neandria eine weiter zurückgehende Datierung erweisen liesse als für die Tafel von Sippara. Und von diesem Vorherrschen der Spiralen schon in frühester Zeit giebt gerade das erwähnte Relief das sprechendste Zeugniss, indem die aufrechtstehenden Voluten ausser dem Kapitäl auch an der Basis der Säule wie auf dem Sockel des Sonnendiskus wiederkehren. Dazu darf noch bemerkt werden, dass das Spiralenkapitäl des Reliefs von Sippara aus einer gleichen Folge von Toren hervorwächst, wie diess an den Kapitälen von Neandria der Fall ist.

Auf das assyrische Säulenkapitäl mit horizontaler Verbindung der Spiralen später zurückkommend, können wir doch schon im Voraus erklären, dass es in Mesopotamien überhaupt kein anderes als ein Spiralenkapitäl giebt. Diess ist freilich nicht eben reichlich mit Beispielen zu belegen, weil der Säulenbau in Babylonien wie in Assyrien höchst spärlich war, und uns überhaupt vorzugsweise durch Reliefnachbildungen von Tempelzellen bekannt ist. Aber selbst die Geländerbalüster der offenen Gänge (Triforien) unter den Dächern der assyrischen Palastsäle, wie sie Wandverkleidungsreliefs geben,[1]) bieten Spiralen-Kapitälchen dar, und das gleiche Motiv finden wir an der Bekrönung von Tischfüssen und an den Mittelstücken von Mobilienbeinen auf assyrischen Steinreliefs bis herab zu Elfenbeinskulpturen aus einem der ältesten assyrischen Paläste, dem Nordwestpalast von Nimrud, von welchen Clarke drei verschiedene Probestücke zusammengestellt hat.[2])

Fügen wir dazu noch, dass in der mesopotamischen Kunst die spiralische Form auch in nichtarchitektonischen Dingen eine Hauptrolle spielt, dass das Haar in den Skulpturen von der altchaldäischen Ruinenstätte Tello an bis zu den Statuen und Reliefs der assyrischen Paläste herab immer aus einer Fülle von spiralischen Löckchen besteht, wie auch das Wasser auf den assyrischen Reliefs sich stets in spiralischen Wellen kräuselt, so kann nach unserem Er-

---

[1]) A. H. Layard, Monuments. II Series pl. 40.

[2]) A. a. O. Fig. 3 p. 12.

messen an der Urheimat des Motivs, auch in seiner Anwendung zur Ausschmückung des Sattelholzes der Stützen, somit der Kapitäle kaum mehr gezweifelt werden.

Da aber ein so ursprüngliches Motiv ähnlich wie die Rosette möglicherweise doch an verschiedenen von einander unabhängigen Kulturstellen auftreten konnte, so dürften wir nicht ohne weiteres den orientalischen Ursprung des ionischen Spiralen-Kapitäls behaupten, wenn wir nicht über eine grosse Anzahl von in Vorderasien verbreiteten Mittelgliedern verfügten, welche alle mehr oder weniger von der ältesten mesopotamischen Kulturquelle abhängig erscheinen.

Obenan steht Phönikien. Dass die phönikische Kultur eine Mittelstellung zwischen der mesopotamischen und ägyptischen einnimmt, wird nicht bezweifelt. Da aber die Phönikier sicher vom Osten her an die Mittelmeerküste sich vor-

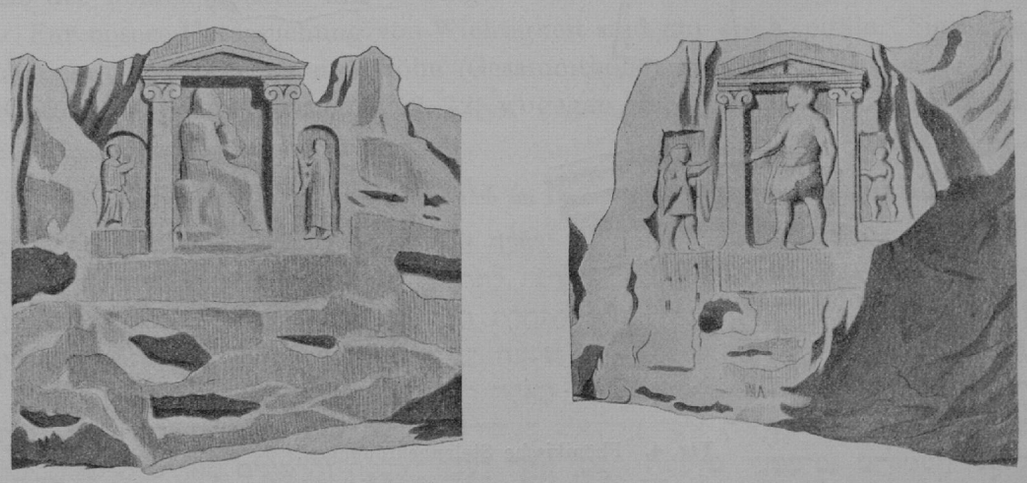

Fig. 3. Felsenskulpuren von Maschnaka (Phönikien).

geschoben haben, so müssen wir annehmen, dass sie ein gewisses Maass von mesopotamischer Urkultur von vorneherein mitgebracht und dieses erst sekundär mit ägyptischen Einflüssen verbunden haben. Freilich sind die phönikischen Säulen, wie alles Holz- und Metallwerk der ältesten Architektur, an den erhaltenen Tempelcellen von Amrith verschwunden. Die Halbsäulen an den Felsenskulpturen von Maschnaka (vgl. Fig. 3)[1]) vermögen sie auch nicht voll-

[1]) E. Renan, Mission de Phénicie. Paris 1864 sv.

gültig zu ersetzen, da ihre Entstehungszeit schwerlich in sehr frühe Zeit fällt, immerhin aber gehören sie dem in Rede stehenden Typus an. Ebenso die Säulen der Tempeldarstellungen von Byblos und Paphos auf Münzen dieser Städte, die noch späterer Entstehung sind und überdiess die Säulen-Details nicht mehr genauer erkennen lassen. Wir sind daher in der Hauptsache auf gleichartige Stelenbekrönungen angewiesen, welche als solche von mehr tektonischem als architektonischem Charakter sind und deshalb nicht jener Will-

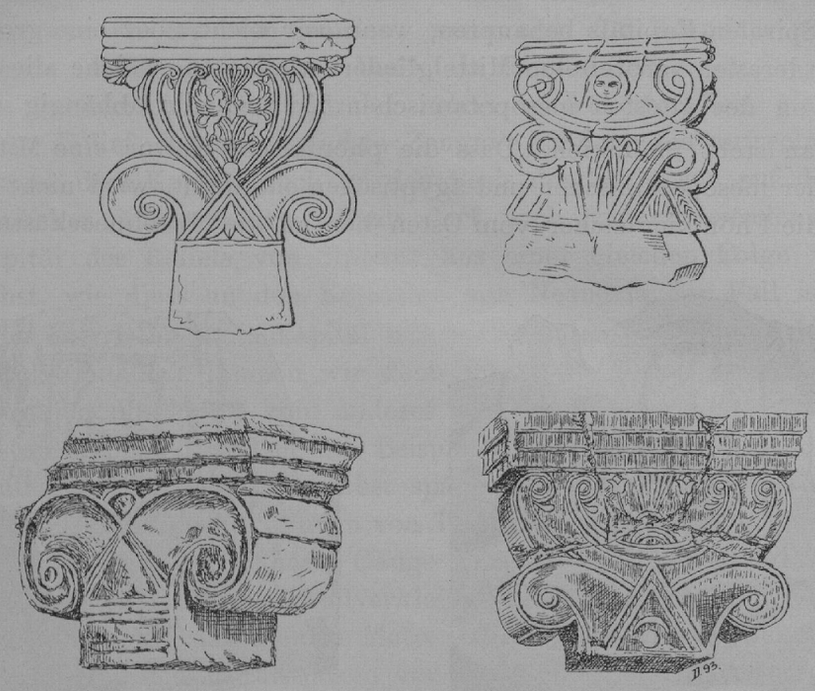

Fig. 4. Phönikische Stelenbekrönungen.

kürlichkeit und Phantastik entbehren, die solchen Sockelstücken immer anhaftet (Fig. 4), bei welchen aber doch die Annahme griechischen Einflusses ebenso sicher ausgeschlossen ist, wie bei einer Anzahl phönikischer Schalen, von deren Säulendarstellungen O. Puchstein[1]) zwei sehr belehrende hieher gehörige Probestücke giebt.

Säulen befanden sich aber auch, und zwar speziell als das Werk des Churam (Hiram) von Tyrus bezeichnet, an einer hervorragenden Schöpfung

---

[1]) Das ionische Kapitell. 47. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft in Berlin. 1887. S. 59—61. Fig. 50. 52.

der Phönikier, nämlich an der Vorhalle des salomonischen Tempels von Jerusalem. Sie wurden schon in der Zeit Nebukadnezars in Stücke geschlagen und entführt, allein es sind eingehende Beschreibungen erhalten.[1]) Aus diesen könnte die Gestalt der zwei Säulen Jakin und Boas wohl rekonstruirt werden, wenn die Berichte nicht allzu ungeschickt verfasst oder nicht allzusehr durch die Abschreiber verwirrt und korrumpiert wären. Vielleicht aber ist es möglich unter Heranziehung der Kapitäle von Neandria den Bericht verständlich zu machen.

Zu den Maassen der Säule, d. h. des Schaftes (von Basen ist keine Rede) ist nur zu sagen, dass das Höhenmaass von 18 Ellen (Schafthöhe) auch in den übrigen Nachrichten wiederkehrt, wonach die übrigens unmögliche Höhe von 35 Ellen in der Chronik II. 3, 15 lediglich als missverständliche Verdoppelung zu betrachten ist; ferner dass die 12 Ellen als Schaftumfang in diesem Sinne bei Jeremias 52, 22 deutlicher ausgesprochen sind. Dort findet sich auch die Notiz der hohlen Schäfte mit 4 Finger dicker Bronzewandung.

Für unsere Untersuchung von Wichtigkeit sind nur die Kapitäle. Sie hatten nach dem Hauptbericht eine Höhe (Gesammthöhe) von 5 Ellen, ebenso nach II. Chronik 3, 15 und Jeremias 52, 22, wogegen im II. Buch der Könige 25, 17

---

[1]) Die grundlegende Beschreibung findet sich im I. Buch der Könige 7, 15—20. Sie lautet:

וַיְצַר אֶת־שְׁנֵי הָעַמּוּדִים נְחֹשֶׁת שְׁמֹנֶה עֶשְׂרֵה אַמָּה קוֹמַת הָעַמּוּד הָאֶחָד וְחוּט שְׁתֵּים־עֶשְׂרֵה אַמָּה יָסֹב אֶת־הָעַמּוּד הַשֵּׁנִי: וּשְׁתֵּי כֹתָרוֹת עָשָׂה לָתֵת עַל־רָאשֵׁי הָעַמּוּדִים מֻצַּק נְחֹשֶׁת חָמֵשׁ אַמּוֹת קוֹמַת הַכֹּתֶרֶת הָאֶחָת וְחָמֵשׁ אַמּוֹת קוֹמַת הַכֹּתֶרֶת הַשֵּׁנִית: שְׂבָכִים מַעֲשֵׂה שְׂבָכָה גְּדִלִים מַעֲשֵׂה שַׁרְשְׁרוֹת לַכֹּתָרוֹת אֲשֶׁר עַל־רֹאשׁ הָעַמּוּדִים שִׁבְעָה לַכֹּתֶרֶת הָאֶחָת וְשִׁבְעָה לַכֹּתֶרֶת הַשֵּׁנִית: וַיַּעַשׂ אֶת־הָעַמּוּדִים וּשְׁנֵי טוּרִים סָבִיב עַל־הַשְּׂבָכָה הָאֶחָת לְכַסּוֹת אֶת־הַכֹּתֶרֶת אֲשֶׁר עַל־רֹאשׁ הָרִמֹּנִים וְכֵן עָשָׂה לַכֹּתֶרֶת הַשֵּׁנִית: וְכֹתָרֹת אֲשֶׁר עַל־רֹאשׁ הָעַמּוּדִים מַעֲשֵׂה שׁוּשַׁן בָּאוּלָם אַרְבַּע אַמּוֹת: וְכֹתָרֹת עַל־שְׁנֵי הָעַמּוּדִים גַּם־מִמַּעַל מִלְּעֻמַּת הַבֶּטֶן אֲשֶׁר לְעֵבֶר הַשְּׂבָכָה וְהָרִמֹּנִים מָאתַיִם טֻרִים סָבִיב עַל הַכֹּתֶרֶת הַשֵּׁנִית:

„Er (Hiram) formte die zwei ehernen Säulen, jede 18 Ellen hoch ... und eine Schnur von 12 Ellen umfasste die andere Säule. (16) Auch machte er zwei Kapitäle, um sie auf die Säulen zu setzen, aus gegossenem Erz; jedes Kapitäl hatte 5 Ellen Höhe. (17) An diesen Kapitälen, welche auf den Säulen standen, waren Gitter von Netzwerk und Gewinde von Kettenwerk, sieben an jedem der beiden Kapitäle. (18) Dann machte er Granatäpfel, zwei Reihen ringsum, oberhalb des einen Gitterwerks, um die Kapitäle auf den Säulen zu verdecken, und so auch auf dem anderen Kapitäl. (19) Die Kapitäle auf den Säulen waren in Form von Lilien, vier Ellen. (20) Auf beiden Säulen waren Kapitäle, auch oberhalb, bei der Wölbung hinter dem Gitterwerk, die Granatäpfel waren 100 an der Zahl ringsum in Reihen am zweiten Kapitäl.“ (Das alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. E. Reuss, herausgegeben von Erichson und Horst. Braunschweig 1892). Kaum klarer wird die Sache durch die abgekürzte Schilderung wenige Verse weiter unten I. Könige 7, 41. und durch die Schilderung der Zerstörung II. Könige, 25, 16—17. Nur einzeln Bemerkenswerthes enthalten dann die Berichte des II. Buchs der Chronik 2, 3. 15—17. 4, 12—14 und Jeremias 52, 21—23.

die Höhe des Kapitäls mit dem Gitterwerk und den Granatäpfeln auf nur 3 Ellen angegeben wird. 5 Ellen erscheint bei einem (unteren) Schaftdurchmesser von $3\frac{9}{10}$ nach dem Umfang von 12 Ellen verhältnissmässig hoch, wenn man nicht nach der folgenden Hauptbeschreibung zwei Kapitältheile annimmt und die zunächst folgende Beschreibung I. Könige 7, 17. 18. 20 auf den unteren, 7, 19 auf den oberen Theil deutet.

Auf den unteren Theil bezieht sich die etwas unklare Erwähnung von Netzwerk und Gewinden von Kettenwerk, sieben an jedem Kapitäl, von 100 Granatäpfeln in zwei Reihen ringsum. Diesem Theil entspricht dann I. Könige 7, 41—44: „zwei Säulen mit ihren zwei kugelförmigen (?) Kapitälen und die zwei Gitterwerke an denselben und die 400 Granatäpfel an beiden, zwei Reihen an jedem, die beiden kugelförmigen Kapitäle zu decken“ — weiterhin II. Chronik 3, 16: „Und er machte Ketten und setzte sie an die Kapitäle der Säulen und an die Ketten setzte er 100 Granatäpfel“ — und endlich Jeremias 52, 22: „Und rings um das Kapitäl war ein Geflecht und Granaten, alles von Erz. Die Granaten waren 96 auswärts, im Ganzen 100 rings um das Geflechte“.

Wir konnten uns diese „kugelförmigen Kapitäle (Kapitältheile) erst deuten, als wir von der Kapitälgestalt von Neandria, bezw. von deren Mittelstücke zwischen dem Spiralenstück und dem abfallenden Kranze Kenntniss erhielten. Nach dem biblischen Hauptbericht musste dieser Theil siebengliedrig sein, d. h. sieben Reifen übereinander von verschiedener Stärke darstellen, wohl so dass sie, nach dem Höhenmittel zu wachsend, dem ganzen Theile eine kugelartig anschwellende Gestalt gaben. Dann konnte das Zierwerk an die einzelnen Profile angelegt sein, an die mittleren Netzwerk und Kettenwerk an die zwei äusseren je hundert Granaten perlenschnurartig oder eierstabartig gereiht.

Jedenfalls geht es nicht an, das ganze Kapitäl sich kugelförmig zu denken, wie es die Restauration H. v. Ritgen's[1]) giebt, da auf diese Weise gerade der wichtigste Theil der Hauptbeschreibung I. Könige 7, 19 gänzlich ignoriert würde. Die Stelle aber lautet: „Die Kapitäle auf den Säulen waren in Form von Lilien, vier Ellen.“

Der Berichterstatter hat wenige Zeilen vorher dem ganzen Kapitäl eine Höhe von 5 Ellen gegeben. Wenn nun das lilienförmige Stück nach dem biblischen Hauptbericht 4 Ellen mass, so war es ein Theil des Ganzen und zwar der grössere, in einem ähnlichen Verhältniss, wie das Spiralenstück des Neandria-Kapitäls zu dem darunter befindlichen Kymastück. Dass dabei dem

---

[1]) B. Stade, Geschichte des Volkes Israel. Berl. Grote 1881. S. 332.

unteren Fünftel in der Beschreibung des Zierdetails so viele Worte gewidmet sind, während der Haupttheil so knapp behandelt ist, hat wohl darin seinen Grund, dass der Haupttheil durch die Bezeichnung „in Form von Lilien“ in dem Lande, wo die „Lilie auf dem Felde“ sprichwörtlich, als genug beschrieben erscheinen mochte, oder dass der Berichterstatter darstellerisch zu unbehilflich war, die Sache im Einzelnen anschaulich zu machen. Dass jedoch in den anderen verzeichneten Beschreibungen, die doch von dem Königsbuch abhängen, die wichtigste Stelle ganz weggelassen ist, kann den Leser nicht wundernehmen, da die ganze Tempelbeschreibung von Auslassungen wie von Wiederholungen wimmelt und redaktionell zu dem Confusesten gehört, was dieser Theil des Alten Testamentes darbietet. In wie weit diess durch Textkorruption, welche die Erklärer annehmen, veranlasst wurde, vermögen wir nicht zu untersuchen.

Wie dem auch sei, die Stelle I. Könige 7, 19 spricht das erlösende Wort durch die „Lilienform“. Wir haben dieses Wort bei der bisherigen Aufführung der hierher gehörigen Kapitäle unterdrückt, so naheliegend die Bezeichnung an den Kapitälen von Neandria, an dem Kapitäl von Sippara und an den Stelenbekrönungen von Cypern sich auch aufdrängt. Aber wir wollten dem Berichterstatter der Bücher der Könige den Vortritt lassen und durch ihn die Bezeichnung legitimieren. Denn nicht bloss vegetabilisch ist das Vorbild, sondern geradezu ein Blumentypus.

Wer zweifelt jetzt noch an dem Vorbild eines Strausses von Lotosknospen am Kapitäl von Benihassan, wer an dem Vorbild eines Blumenkelches an den Hunderten von erhaltenen Kelchkapitälen des Neuen ägyptischen Reiches, gleichviel ob diese Kelche mit Papyruslaub oder mit Blumen (Lotos) verziert erscheinen? Wer an dem Vorbild einer Monokotyledonen-Krone an den Palmen-Kapitälen der ägyptischen Spätzeit, wer an dem Akanthoslaub des korinthischen Kapitäls? Wie in allen architektonischen Zierden, so erscheint auch in den Kapitälen, und zwar wie Aegypten lehrt, von frühester Zeit an, der vegetabilische Schmuck als der gewöhnlichste. Musste doch selbst das sog. dorische Kapitäl, nachdem im Hypotrachelion schon sein mykenischer Vorläufer die Blattreihe angewandt zeigt (sog. Schatzhaus des Atreus), auch im Echinus zu Blattschmuck sich bequemen. Dabei finden sich meist einheimische Motive: die Vegetation des Nillandes in Aegypten, die griechische Distel am korinthischen Kapitäl. Sollte es daher Zufall sein, dass die Lilie katexochen, d. h. die weisse Lilie, syrischer Heimat ist, geradeso wie Lotos und Papyrus ägyptischer?

Man vergleiche daraufhin die vorstehenden Abbildungen. Lässt schon das Kapitäl auf dem Relief von Sippara bezweifeln, dass die Spiralen mit den

aufgerollten Blättern des Lilienvorbildes zu vergleichen sind, die zwischenliegende Bildung mit dem Bündel von Griffel und Staubfäden im Kelche, obwohl die Miniaturwiedergabe auf dem Relief die Detailierung der letzteren unterdrückt? Diess erscheint noch unzweifelhafter auf den Stelenbekrönungen aus Cypern. Geradezu schlagend aber an den Kapitälen von Neandria, wo unter der gegebenen Voraussetzung in dem abfallenden Blätterkranz der Blattkranz des Stengels, in dem Kyma der Blüthenknollen, in den Spiralen die aufgerollten Blätter der Blume, in den aus ihrem Kelch hervorquellenden 7 Kolben die Staubfäden-Gruppe unverkennbar erscheinen. Und um das Bild der aufgerollten Blüthenblätter vollkommen zu machen, endigen die Blattspiralen nicht in einem Knopf (Auge) wie an späteren Bildungen, sondern in Spitzen und lassen ein kreisförmiges Loch in gänzlicher Durchbrechung frei.

Wir wagen es nicht, auf Grund der unzulänglichen alttestamentlichen Beschreibungen die Säulen Jakin und Boas im Einzelnen zu rekonstruieren. Wir wagten es nur ihre Kapitäle in ihren Gliedern zu charakterisieren und stehen nicht an, sie in ihren Grundgedanken als den Kapitälen von Neandria verwandt zu erklären. Die griechische Hand hatte natürlich das vorderasiatische Vorbild geklärt, den abfallenden Blattkranz unten hinzugefügt, das Kymaglied auf drei bis vier Horizontalreifen reduziert und den kleinlichen, in Jerusalem wahrscheinlich durchbrochen gearbeiteten und nachträglich angefügten Schmuck, wie er an den Säulen des Hiram gewiss nicht ganz vereinzelt vorkam, vereinfacht. Sie hatte wohl auch die Maasslosigkeiten des Kelchinnern stilistisch geregelt und den Anforderungen einer funktionierenden Säule entsprechend gequetscht. Die Staubfädengruppe mochte nach der Mehrzahl der erhaltenen cyprischen Parallelstücke an den salomonischen Säulen weit üppiger ausgestaltet gewesen sein, als an den Kapitälen von Neandria, und konnte diess, da die Säulen aller Wahrscheinlichkeit nur stelen- oder obeliskartig vor dem Portale standen, und durch kein Gebälk verbunden waren.

In dieselbe Reihe asiatischer Kapitäle gehört aber noch ein weiteres, bisher nicht gewürdigtes, und auch von mir in seinem Sinn und Kern noch vor Kurzem nicht voll erkanntes Kapitäl, dem einzig bekannten vorhellenischer Zeit auf phrygischem Boden. Es ist das Kapitäl aus dem zertrümmerten Felsengrab von Arslantasch, in unmittelbarer Nähe von dem berühmten Löwengrab.[1]) Ich musste mich mit der Aufnahme einer kümmerlichen Skizze begnügen, da ich leider eine photographische Aufnahme bei der Enge des

---

[1]) F. Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler. Untersuchungen über Stil und Entstehungszeit. Abhandlungen der k. b. Akademie der Wissensch. III. Cl. XXI. Bd. III. Abth. München 1897. S. 554. Fig. 2.

Raumes nicht ermöglichen konnte. Das Denkmal gehört, wie ich an der citierten Stelle dargethan zu haben glaube, der Zeit bald nach 700 v. Chr. an, und trägt in seinen leider noch nicht vollständig publizierten Skulpturen [1]) den Charakter assyrischer Kunst, wohl im Zusammenhang mit der Besetzung des südöstlichen Kleinasien unter den assyrischen Königen Sanherib (705—681) und Essarhaddon (681—668).

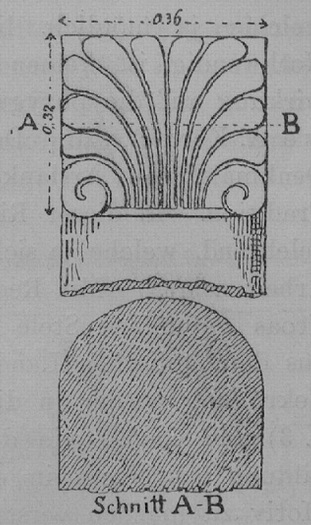

Fig. 2.

Fig. 5. Kapitäl vom zertrümmerten Grab von Arslantasch.

Der Zusammenhang des seltsamen, gewissermassen in den Schaft eingeschobenen Kapitäls mit dem besprochenen Lilientypus ist nicht bloss durch die Spiralen unten, sondern auch durch den Umstand gegeben, dass die Spiralen mit den palmettenartigen Staubfäden auf ebener Fläche an den sonst cylindrischen Schaft angearbeitet sind. Allein die Blattspiralen sind sehr verkümmert, von den Staubfäden entschieden überwuchert. Doch lässt die ornamentale Verzerrung das zu Grunde liegende Motiv immerhin noch erkennen. Man sieht, dass man die Ausladung der Spiralen über den Säulendurchmesser hinaus vermeiden wollte, was nur durch starke Reduktion derselben ermöglicht wurde, während man das Kelchinnere möglichst ausdehnte, um die annähernd quadratische Fläche des maskenartig dem Schaftende vorgehefteten Kapitäls ornamental auszufüllen.

Dass Phrygien um 600 ionisierende Säulenbildungen anwandte, wird z. B. durch die Firststütze eines Grabinnern von Yapuldaph [2]) und durch die Firststütze der Façade des Felsendenkmals von Arslankaja [3]) bewiesen, doch stehen diese mit dem vorbeschriebenen Kapitäl in keinem Zusammenhang, da die phrygischen Giebelmonumente, deren Mittelpunkt das bekannte Midasmonument bildet, einer ganz anderen Kultur angehören.[4]) Wir können bei der Rauheit

---

[1]) A. a. O. Tafel II. S. 555—557.

[2]) A. a. O. S. 559 Fig. 4.

[3]) A. a. O. S. 561. Taf. III. A. Körte, Kleinasiatische Studien III. Die phrygischen Felsengräber Taf. II. Mittheilungen des k. deutschen arch. Inst. in Athen. 1898. XXIII.

[4]) Wir können Körte, Kleinasiat. Studien III. S. 121 fg. nicht folgen, wenn er die beiden wichtigen Löwengräber von Hairan Veli in dieselbe Zeit setzt wie die Denkmäler mit den geometrisch gemusterten Façaden. Schon unter sich gehen die Skulpturen der beiden Denkmäler stilistisch weiter auseinander, als Körte zugeben will. Ich habe sie freilich nur dreimal gesehen, am Tag der photographischen Aufnahmen, dann auf dem Wege nach Kumbet und bei der Rückkehr nach Hairan Veli, aber nie kam mir

der Arbeit und der Verwitterung auch nicht mit Bestimmtheit unterscheiden, ob die Kapitäle dem Lilientypus (der äolischen Art)[1]) angehören, oder dem Typus mit horizontaler Verbindung der Spiralen (der ionischen Art). Wenn wir dabei den Einfluss von der kleinasiatischen Westküste voraussetzen wollen, welcher ja möglich, liegt übrigens äolischer oder ionischer gleich nahe. Nothwendig ist keiner von beiden, wie ich überhaupt die hellenische Einwirkung auf die phrygischen Felsendenkmale nicht in dem Umfange annehme, wie A. Körte[2]) will. Denn selbst an den geflügelten Thieren im Giebel des Denkmals von Arslankaja ist griechischer Einfluss fraglicher als syrische Tradition. In dieser Richtung erscheint mir gerade die Stele von Dorylaeum belehrend, welche ja sicher nicht blos griechischen Einfluss, sondern griechische Arbeit zeigt.[3]) Mit Recht hat Körte dabei auf die beim Aianteion in der Troas gefundene Stele im Besitz des Herrn F. Calvert hingewiesen, welche aus dem äolischen Landgebiet des Tempels von Neandria stammend, in ihrer Bekrönung wieder in die Reihe der „äolischen" Kapitälmotive gehört (a. a. O. S. 3) und ebenso wie die Kapitäle von Neandria zeigt, was griechische Umbildung aus einem in den phönikischen Typen so unerfreulich ausgestalteten Motiv zu machen verstand.

Dass aber die Kapitäle von Neandria keine vereinzelte, sondern eine auf äolischem Boden mehrfach zu treffende Erscheinung sei, welche dazu berechtigt, von einer „äolischen" Art zu sprechen, hat schon Koldewey[4]) geltend gemacht,

---

ein Zweifel an der fundamentalen Verschiedenheit der Auffassung und Technik der beiderseitigen Skulpturen. Die Löwengestalt des „broken tomb" in ihrem flachen Relief und scharfem Umriss des Details gemahnte mich an nichts näher als an assyrische oder persische Sklpturen, an nichts weniger als an die Löwen von Mykenä, mit welchen die Löwen des erhaltenen Grabes allerdings einige Zusammenhänge verrathen. Zwischen diesen zwei Grabmälern und der Gruppe der Felsenfaçaden mit geometrischen Mustern aber ist der Gegensatz ein so absoluter, dass er mit einem allenfalls verschiedenen Zweck allein nicht erklärt werden kann. Für mich handelt es sich um den Zusammenstoss von zwei verschiedenen Kulturen, dort um Vorschiebung asiatischer, hier um nationale Eigenart, die sich nach der ersteren geltend machte, wie in Griechenland auch. Die enge Zusammengehörigkeit der Midas-Gruppe beweist die Durchsicht der einschlägigen Felsenfaçaden, ihre verhältnissmässig späte Entstehungszeit der Charakter ihrer Inschriften. Das Grab von Arslantasch ins 6. Jahrh. herabzurücken, dürfte schwerlich gelingen. Bei einer so prinzipiellen Verschiedenheit der Ansichten ist übrigens eine Verständigung aussichtslos. Die Frage wegen der Bestimmung der Denkmäler der Midas-Gruppe gehört nicht hieher, den Streit wegen der Deutung des Zikeneman mögen Andere gegen meine Gewährsmänner Ramsay, Torp und Solmsen erledigen, ebenso ist die Deutung der Schächte als Opfergruben auch in jenen Fällen nicht zwingend, in welchen die Grubenbasis zu kurz erscheint, da Leichen auch sitzend oder hockend beigesetzt werden konnten. Der Raum zwischen dem Midasmonument und dem Dorfe Yasilikaja ist eine Schutthalde, und die Sache ohne Spaten nicht endgültig zu entscheiden.

[1]) R. Koldewey a. a. O. S. 49.

[2]) Kleinasiatische Studien I. S. 12. 13 und III. a. a. O.

[3]) A. Körte, Kleinasiatische Studien I. Tafel I. II.

[4]) A. a. O. S. 41.

indem er auf 13 ähnliche Kapitäle und Fragmente von Kolumdado (Nape), vielleicht vom Tempel des napäischen Apollo (Aristoph. Wolken 144. Macrob. I. 17. 45)[1]) und von Aegae[2]) hingewiesen. Ob schon an diesen die Unterglieder der Neandriakapitäle fehlten, ist unsicher, gewiss ist, dass sie weiterhin fallen gelassen wurden, oder wenigstens verkümmert auftreten. Sehr reduziert erscheinen sie an einem Kapitäl eines in Vulci gefundenen, jetzt im britischen Museum bewahrten altgriechischen Amphorengemäldes.[3]) Auf ein äolisches Vorbild lässt auch die Säulendarstellung an einem Sarkophag im Museum zu Konstantinopel schliessen.[4])

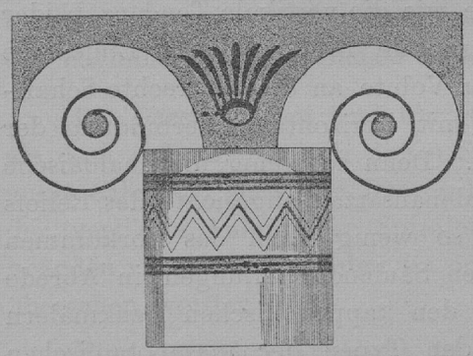

Fig. 6. Stelenkapitäl von Delos.

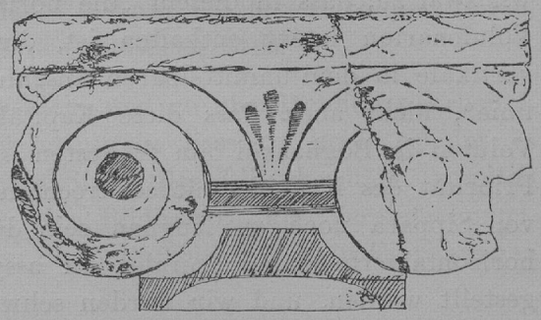

Fig. 7. Stelenkapitäl von Athen.

Zur Gruppe der sog. „äolischen" Kapitäle gehören dann auch zwei wichtige ausserhalb Kleinasiens gefundene Stelenbekrönungen, die eine von Delos[5]) (Fig. 6), die andere von Athen[6]) (Fig. 7), beide in ihren ebenen Stirnseiten lediglich farbig ausgeführt, und sicher in vorpersischer Zeit entstanden, wie denn auch die letztere, jetzt im Akropolismuseum verwahrt, im Perserschutt gefunden worden ist. Bei beiden ist die Staubfädengruppe stark reduziert, bei beiden, insbesondere aber bei der letzteren das Spiralenstück in den Schaft versenkt, wodurch der untere Theil der senkrechten Spiralenanfänge

---

1) R. Koldewey, Die antiken Baureste der Insel Lesbos. Berlin 1890. S. 44. Taf. XVI. XVII.

2) R. Bohn, Alterthümer von Aegae. Berlin 1889. S. 23. Abb. 31.

3) J. Thacher Clarke a. a. O. S. 18. Fig. 8.

4) R. Koldewey, Neandria. Schlussvignette.

5) M. Collignon, Geschichte der griech. Plastik, übersetzt von F. Baumgarten. Strassburg 1897. I. Fig. 69 (Homolle, Travaux de l'École française d'Athènes dans l'île de Délos — Conférences de l'Exposition universelle de 1889. Paris 1890 p. 1890 Fig. 3. Restauration de Nénot).

6) R. Borrmann, Stelen für Weihgeschenke auf der Akropolis zu Athen. Jahrbuch des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Bd. III. 1888. S. 276. Fig. 16. (Antike Denkmäler V. Taf. XVIII. 3.)

sich wesentlich verkürzt und die Gesamtgestalt sich um einen Schritt mehr dem ionischen Kapitäl nähert. Sie zeigen den letzten Ausläufer der äolischen Bildung, welche, wie Koldewey richtig bemerkt, „von den zwei an demselben Stamme grünenden Zweigen früher blüht und früher verblüht als der langsamer gewachsene, aber ausdauerndere ionische".[1])

Wenn jedoch Koldewey fortfährt: „Für beide Arten aber wird sich bei vermehrtem Material als Stamm die Form des Kapitäls von Boghasköi ergeben, auf welches schon Puchstein (a. a. O. S. 58)[2]) hingewiesen hat", so geben wir zwar zu, dass in diesem „die horizontale wie die vertikale Tendenz beider Volutenarten latent enthalten ist, die horizontale in der oberen Linie, die vertikale in dem unmittelbaren Anschluss der Volute an die senkrechte Schaftlinie", nicht aber, dass diese Kapitälform mit horizontaler Verbindung der Voluten in Boghazköi am frühesten auftritt. Denn so wenig die chaldäische Priorität des Kapitäls mit senkrechten Spiralenansätzen angesichts des Reliefs von Sippara noch zu leugnen sein dürfte, so wenig kann das Vorkommen horizontalverbundener Spiralen an assyrischen Säulendarstellungen in Abrede gestellt werden, und wir werden schwerlich den kappodokischen Denkmälern ein höheres Alter zuschreiben können als den Typen der mesopotamischen Kultur. Es hiesse auch in der That die Sache auf den Kopf stellen, wenn man den Urquell der syrischen (hettitischen) Kultur so gut wie jenen der phönikischen samt ihren Abzweigungen nicht in dem Urkulturland Westasiens, in Mesopotamien, suchen wollte. De Sarzec's epochemachende Untersuchungen in Telloh haben aber den schon aus den territorialen und weltgeschichtlichen Verhältnissen zu schöpfenden Satz bewiesen, dass die verhältnissmässig junge ninivitische Kunst keine Neuschöpfung, sondern nur der unmittelbarste und fruchtbarste Zweig der chaldäischen Kultur ist.[3]) Desshalb können die Datierungen der einzelnen assyrischen Schöpfungen für die mesopotamische Frage nicht ausschlaggebend sein.

Die aufgedeckten assyrischen Palastruinen haben bekanntlich keine sicheren Kapitälreste ergeben, wir kennen daher die Säulenformen nur aus den Darstellungen von Tempelzellen und Geräthen auf den Reliefs. Da aber diese aus

---

[1]) Neandria. S. 42.

[2]) O. Puchstein, Das ionische Capitell. 47. Programm zum Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin. 1887. Fig. 51. S. 60.

[3]) Reber, Ueber altchaldäische Kunst. Zeitschrift für Assyriologie. 1886. S. 128 ffg. 289 ffg. 1887. S. 1 fg.

den Publikationen von Botta, Layard und Place bereits in alle Handbücher übergegangen sind, bedarf es keiner Reproduktion hier, die wir auch aus dem Grunde umgehen, weil die bezüglichen Darstellungen noch einer näheren Prüfung an den Reliefs selbst zu bedürfen scheinen. Wir glaubten nämlich selbst aus der im britischen Museum befindlichen Reliefplatte mit dem auf eine Säule gestellten Tisch zu entnehmen, dass die Layard'sche Reproduktion ungenau, und dass die Rosetten auf dem horizontal verbundenen Spiralenglied nichts anderes sind als die Wiederholung des unteren Theiles, wie sie sich auch an den Tempeldarstellungen findet. Wir dürfen daher vorläufig annehmen, dass in Assyrien Kapitäle von der Gestalt horizontalverbundener Spiralen, übereinander wiederholt, die Regel bilden. Ebenso die torenförmigen Basen, das nachmals vorherrschende Basenglied des ionischen Stils.

Die Darstellungen sind übrigens zu klein und zu oberflächlich gearbeitet, als dass sich die Details dieses Schema's ermitteln liessen. Doch scheint es ausgeschlossen, dass die Detailbildung im Sinne des Lilienkapitäls, nämlich der vertikale Anlauf der Spiralen, von den Bildhauern aus Vereinfachungsgründen verabsäumt worden ist oder dass die bezüglichen leichten Einritzungen übersehen worden sind.

Eine derartige Annahme ist bei dem ältesten hiehergehörigen Rest vom nordöstlichen Kleinasien sicher ausgeschlossen, nämlich bei der Aedicula auf einem der Felsenreliefs von Boghasköi in Kapadocien,[1]) deren Zusammenhang mit der hettitischen Kunst zwar nicht absolut gesichert, aber wahrscheinlich ist. Auch Puchstein giebt dabei Einflüsse der südöstlichen Gebiete zu, und zwar mit Umgehung des nächstliegenden Syrien „weniger assyrische als vielmehr altbabylonische Einwirkungen". Der stark verjüngte, basenlose Schaft zeigt eine Art von Kannellierung, der frühest nachweisbare Fall in Asien, dem aber sicher ältere nicht mehr erhaltene Anwendungen vorausgehen. Die Schäfte scheinen dann unmittelbar und ohne Zwischenlegung eines Kyma in die Kapitäle überzugehen, lassen jedoch nicht erkennen, wie der Uebergang zur flachen Vorderseite des Kapitäls bewerkstelligt war. Die Verbindung der Spiralen ist bogenförmig, wie diess auch die alterthümlichen Typen des europäischen Griechenland, z. B. vom Heräon von Olympia und von Phigalia zeigen. Die Deckplatte fehlt und konnte hier fehlen, weil an die Stelle des Architravs der geflügelte Diskus getreten ist.

---

[1]) G. Perrot et Guillaume, Expedition de Galatie pl. 47. O. Puchstein, Das ionische Kapitäl. S. 60. Fig. 51.

Wir sind übrigens weit entfernt, von dem Ungethüm von Boghasköi (Fig. 8) die ionische Säule abzuleiten. Die kappadokischen Denkmäler sind für uns überhaupt versprengte Posten, schon durch ihre Lage der Weiterwirkung beraubt. Wir glauben vielmehr, dass der Weg der Kulturvorschiebung aus dem Osten ein viel direkterer war, und sich überwiegend der Südhälfte Kleinasiens entlang zog, während er, namentlich was geräthliche Kunst betrifft, sonst zur See in die griechischen Gewässer führte. Allein Boghasköi kann uns wenigstens verrathen, wie sich die Säule im 8. und 7. Jahrh. in Kleinasien der ionischen Form näherte. Da es sich zunächst um Holzsäulen handelte, wie bei ihren syrischen Vorbildern und auch bei den ältesten dorischen Säulen, so kann man keine

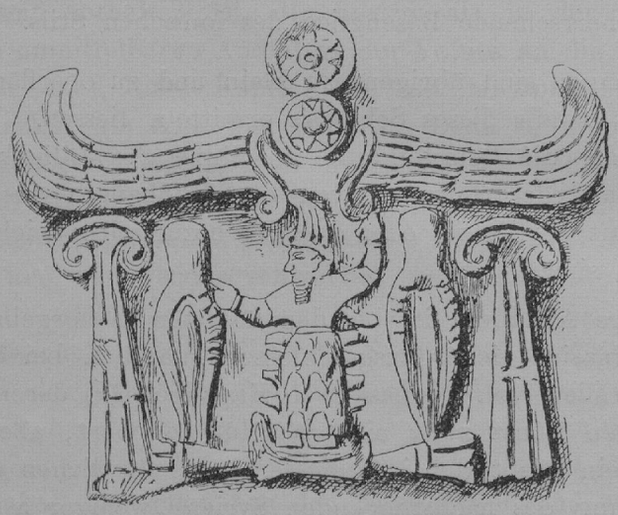

Fig. 8. Von den Felsenreliefs von Boghas-köi.

erhaltenen Originale erwarten und ist desshalb auf den Zufall beschränkt, ebenso wie in Boghasköi auch an anderen Punkten Kleinasiens Reliefs mit architektonischen Einzelheiten aufzufinden. Das was sich von Kapitälbildungen der in Rede stehenden Art an den Felsendenkmalen Phrygiens und Lykiens findet (s. oben), ist zu jung, und gehört selbst in Phrygien in die Zeit unmittelbar vor der persischen Occupation. Die Möglichkeit aber ist nicht ausgeschlossen, dass irgendwo in Kleinasien noch Reste von protoionischen Steinsäulen zu Tage treten, welche den sog. äolischen Säulen von Neandria u. s. w. gleichzeitig sind, mithin den dorischen Steinsäulen vom Heräon zu Olympia gleichaltrig, oder auch dass solche gefunden worden sind und meiner Kenntniss entgangen.

Vorläufig sehe ich mich auf einige Stücke im europäischen Hellas angewiesen, welche theils archaisch (vorpersisch), theils archaistisch sind. Von den ersteren das wichtigste ist das im Heräon zu Olympia gefundene, aber wohl nicht von ihm stammende und sicher jüngere Kapitäl. (Fig. 9) Es zeigt den oberen Kanalsaum in einer leichten Kurve nach oben gebogen, während der untere Saum ganz weggelassen ist. Der Saum hat die Gestalt eines dünnen Rundstabs, der Kanal selbst ist vollständig eben, was wohl auf Vorbilder hindeutet, deren Details auf ebener Fläche aufgemalt waren. Die Spiralen sind sehr gross und senken sich nicht bloss weit über das Schaftende herab, sondern treten auch so nahe aneinander, dass für Eckblumen weder Bedürfniss noch Raum übrig blieb, zumal das darunter befindliche, das Kyma sehr dürftig andeutende Glied auch in seinen weitest ausladenden Theilen nur sehr wenig

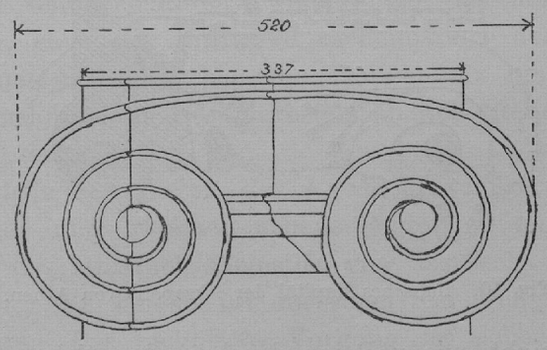

Fig. 9. Kapitäl vom Heräon zu Olympia.

über die Senkrechte des Kanals vortritt. Dem Profil des letzteren aber fehlen die dem ionischen Kapitälkyma eigenen Kurven fast gänzlich. Ebenso fehlen auch dem Abakus die bekannten Profillinien der ionischen Platte, indem er vielmehr lediglich als eine horizontale Ausgleichung und Ueberführung von dem Bogen des Kanalsaums zu dem horizontalen Architrav erscheint, oben einfach durch einen dünnen Rundstab gesäumt.

Wenn aber Puchstein darin peloponnesische Eigenthümlichkeiten erkennt, so möchte ich vielmehr wie auch in der analogen Behandlung des ionischen Kapitäls einen im Gegensatz zu den attischen Resten engeren Zusammenhang mit den altionischen Kapitälen Kleinasiens sehen, wie er aus dem Typus von Boghasköi abzuleiten ist. Denn wenn man von der „äolischen“ oder sonst phantastischen [1]) Bildung absieht, erscheint an den attischen Werken der vor-

[1]) R. Borrmann, Stelen für Weihgeschenke auf der Akropolis zu Athen. Jahrb. d. kais. arch. Instituts III. 1888. S. 276. Fig. 17.

persischen Zeit der obere die Spiralen verbindende Saum stets horizontal und fehlt der untere Kanalsaum niemals, wie auch die Kymabildung nebst den Zwickelpalmetten niemals vermisst wird.

Wir wählen unter den Kapitälen vorpersischer Weihegeschenk-Untersätze das anscheinend alterthümlichste, wohl der Mitte des VI. Jahrh. v. Chr. angehörige Exemplar (Fig. 10), welches 46 : 26 cm in den grössten Fronte-Ersteckungen messend nur in den Haupttheilen plastisch, in allen Details aber lediglich farbig ausgeführt ist. Im Kyma unter dem Volutenglied wie in dem rechtwinklig profilierten gliederungslosen Abakus zwar noch sehr unentwickelt, enthält es doch schon alles Wesentliche des später normal gewordenen Typus, wie ihn die nachpersische Zeit in Kleinasien und im europäischen Griechenland

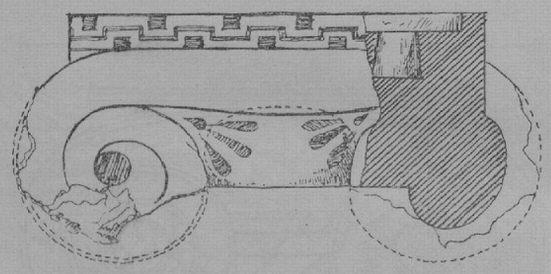

Fig. 10. Ionisches Kapitäl der Akropolis von Athen.

darbietet, wo sich nicht, wie z. B. an den lykischen Felsengräbern (Myra, Telmessos, Antiphellos) oder am Apollotempel zu Phigalia archaistische Tendenzen geltend machen. Alle nachpersischen Kapitäle ionischer Säulen sowohl Kleinasiens (Maussoleum, Priene, Didymäon, Teos u. s. w.) als auch des europäischen Hellas (Propyläen, Ilyssos- und Athena-Nike-Tempel und Erechtheion in Athen, Propyläen in Eleusis, Rundbau von Epidauros u. s. w.) überbieten sich nur noch an Läuterung der Verhältnisse und an Bereicherung und Verfeinerung des Details: im Blattleisten des Abakus, im Kymaschmuck, in der Einkehlung des Kanals, in den Eckpalmetten und in den Astragalen, gelegentlich in der Verdoppelung des Kyma's wie des Volutenkanals und in einem anthemiengeschmückten Säulenhals, alles verbunden mit verschiedenartiger Auszierung des Volutenpolsters. Doch diess gehört nicht mehr hieher.

Sind auch, namentlich auf kleinasiatischem Boden, manche Lücken im Fundmaterial zu beklagen, so reicht doch das Vorhandene aus, den Entwicklungsgang der „äolischen“ wie der ionischen Kapitälform zu verfolgen. Un-

günstiger liegen die Verhältnisse bezüglich des Gebälks, von welchen aus der Frühzeit der Entwicklung nur sehr unzureichende Reste sich erhalten haben und erhalten konnten. Wir dürfen allerdings voraussetzen, dass wie die Säule von einer ganz anderen Urform ausging, als im dorischen Stil, so auch das Gebälk: denn sonst würde, da doch der Uebergang vom Holzstil in den Steinstil in der ionischen Bauweise so wenig zu bezweifeln ist, als in der dorischen, in Kleinasien eine von der europäischen so ganz abweichende Bildung sich schwerlich in den ionischen Steinstil übertragen haben.

Während aber der dorische Gebälk-Stil auf urgriechischer Tradition beruhte und aus dem mykenischen unter Abschüttelung des fremden, importierten Zierwerks sich herausschälte, blieb der ionische auch in den konstruktiven Theilen an der orientalischen Tradition haften. So zunächst an dem schwächlichen Zimmerwerk der Orientalen, welches an das landeigene untüchtige Werkholz gebunden, statt der kräftigen Eichenbalken der dorischen Gebiete mit dünnen biegsamen Stämmen bis zum Stangenholz herab rechnen musste. Diess zwang zur Verdoppelung des Materials an den Stellen, wo eine höhere Widerstandsfähigkeit erforderlich war.

Daher die mehrfachen Lagen der Architravhölzer, welche zwei- bis dreifach übereinander und zweifach nebeneinander zu legen waren, also in den Holzvorbildern des ionischen Steinstils vier bis sechs Riegel für dieselbe Funktion erforderten, für welche im dorischen Stil wenigstens in der Höhe ein Balken ausreichte. Der technische Vorgang ist sicher, denn die Verbindung mehrerer, des Fugenschutzes wegen übereinander vorkragender Riegellagen ist im ionischen Steingebälk noch ebenso sichtbar geblieben wie an den Lagerausschnitten der Eckpfeiler des Dariuspalastes und an den Façadennachbildungen von Palästen an den Königsgräbern von Persepolis. Der Architrav ist übrigens nur da nöthig, wo Aussensäulen verwendet werden, und dürfte erst mit dem Peripteralbau ringsum geführt worden sein.

Aehnlich verhält es sich mit dem dem ionischen Zahnschnitt zu Grunde liegenden Holzvorbild. Es kann kein Zweifel sein, dass es sich dabei um Deckenhölzer handelte, die aus Materialgründen durch ihre Schwächlichkeit und die dadurch nothwendig gewordene enge Reihung sich in ebenso entschiedenen Gegensatz gegen die mächtigen Deckbalken der Vorbilder des dorischen Stiles stellten, wie die Architravhölzer der ionischen Vorbilder gegen die dorischen Architravbalken. Ihre ursprüngliche Stelle ist unmittelbar über den Holzabschlüssen (Mauerlatten) der Längswände, oder bei Säulenvorhallen und Peripteralanlagen über dem Architrav, wo sie sich auch in einer Grabfaçade von Benihassan, somit an einem Denkmal höchsten Alters, dann auch

an archaistischen Grabfaçaden Lykiens finden. Diese naturgemässe Lage war demnach dieselbe, wie jene der mykenischen und frühest dorischen Deckbalken, welche letzteren erst im Steinbau höher gelegt wurden, als das Triglyphen- und Metopenschema bereits zum reinen Ornament geworden war.

Die Deckenhölzer können ursprünglich, namentlich an Gebäuden ohne Vorhallen nur in der Richtung der Breitseiten gedacht werden. Man musste bei ihrer geringen Belastungsfähigkeit noch mehr als bei den kräftigen protodorischen Deckbalken auf möglichst kurze Erstreckungen Rücksicht nehmen, und es konnten daher auch die Enden der Deckhölzer nur an zwei Seiten, den Langseiten, erscheinen. An den Façaden nur dann, wenn das Gebäude weniger tief als breit, oder wenn eine Vorhalle vorgelegt war.

Dass man diese Deckhölzer über die Mauerflucht vorstossen liess, statt sie, wie diess bei den protodorischen Deckbalken der Fall war, mit der äusseren Wandlinie bündig abzuschneiden, hatte seinen Grund darin, dass sie den Bedachungsvorsprung, das Gesims, zu unterstützen hatten. Im Orient verbindet sich Decke und Dach in ein horizontales Glied. Das horizontale Erddach ist dabei um so leichter auf die Decke zu legen, als die letztere aus ziemlich dicht gereihten Hölzern besteht. Es wird sich aber immerhin empfohlen haben die Decke zu weiterer Dichtung und zugleich Verspannung rechtwinklig zu den Deckriegeln zu verdielen, auf welche Verdielung auch der Gesimsvorsprung des ionischen Stiles hinweist. Dadurch dass der Gesimsvorsprung, den Deckenvorstössen entsprechend, immer horizontalen Unterschnitt und niemals die schräge Neigung der Hängeplatte des dorischen Geison zeigt, wird ersichtlich, dass das Gebälkprototyp des ionischen Stiles von Haus aus nicht mit einem Giebeldach, sondern mit flachem Dach in Verbindung stand. Der Lehmbelag des letzteren musste aber an seinem Aussenrande eine Dielenfassung haben, um weder abzukrümmeln noch vom Regen abgespült zu werden, und diese Fassung spricht sich durch die Aussenerscheinung des ionischen Kranzgesimses, und der Vorsprung der Vorheftdiele des Belagrandes nach unten durch die Wassernase am Steintempel aus. Ob der Vorsprung des horizontalen Kranzgesimses im Lauf der Stilausbildung stärker wurde, oder ob er von vorneherein die starke Ausladung hatte, ist schwer zu sagen, wahrscheinlicher ist das Letztere, da der Schutz der Wände durch den Dachvorsprung gegen die atmosphärischen Niederschläge wie gegen den Sonnenbrand zu viel Einleuchtendes hatte. Gewiss aber ist, dass der Zahnschnitt im Steinbau als Ornament verkümmerte, und zwar sowohl an Vorsprung wie an Dimensionen.

Von einem Gebälktheil des ionischen Stiles aber konnte in der vorstehenden muthmasslichen Genesis gar nicht die Rede sein, nämlich vom Fries.

Er fügt sich nicht in das Bedürfniss, sobald man den Ursprung des Zahnschnittes in der Deckenlage erkennt, die naturgemäss auf der Wand, beziehungsweise dem Architrav aufliegen musste. Denn wenn man in dem Friese des ionischen Stiles die Maskierung der Deckenlage sehen wollte, wie im dorischen Stil, kommen zwei Decken übereinander, welche unmöglich in der Lage ihrer Hölzer dieselbe Richtung haben konnten. Es wäre konstruktiv eine doppelte Deckenlage nur denkbar, wenn die obere rechtwinklig auf der unteren lag. Dann aber wären die Vorstösse der unteren tiefer zu sitzen gekommen als jene der oberen, und es wäre damit eine Ungleichheit zwischen Schmalseiten und Langseiten entstanden, bei welcher die ästhetische Störung nicht gering gewesen wäre. Noch folgenreicher aber wäre die konstruktive Schwierigkeit bezüglich des Auftrages des Erdbelags. Wir neigen uns daher der Ansicht zu, dass der ionische Fries eine spätere Einschiebung aus der Zeit der Einführung des peripteralen und gegiebelten Tempelbaues in Kleinasien sei, und zwar zusammenhängend mit der Trennung des Zahnschnittes von seinem naturgemässen Auflager auf dem Architrav.

In dieser Annahme bestärkt uns die attische Behandlung des ionischen Gebälks selbst noch in der Blüthezeit Athens. Die auffallende Erscheinung des Fehlens des Zahnschnittes an den Haupttheilen des Erechtheions wie am Ilissostempel scheint nämlich auf ein tiefes Verständniss vom Wesen dieses Gliedes hinzuweisen. Es ist, als ob sich der Attiker dessen bewusst war, dass der Zahnschnitt, welcher selbst die Stelle des auf dem Architrav aufruhenden Deckenwerks bezeichnet, wenn über den Fries gehoben, innerlich sinnlos geworden sei, weshalb er es vorzog dem an richtiger Stelle sitzenden Kalymmatienwerk die aussen entsprechende Frieshülle zu belassen, und dafür auf die nicht mehr stimmenden Zahnschnitte zu verzichten. Jedenfalls beweist die ausnahmsweise Anwendung des Zahnschnittes am Gebälk der Korenhalle, dass der Architekt wusste, wohin der Zahnschnitt genetisch gehöre, nämlich unmittelbar über den Architrav, wo er dann auch mit der marmornen Flachdecke ohne Giebeldach übereinstimmt.

Leider findet unsere Theorie von der vorderasiatischen Herkunft auch des Gebälks keine volle Bestätigung durch erhaltene Denkmäler. Von Ruinen selbst war ja wegen des Holzmaterials alles Decken- und Gebälkwerks nichts zu erwarten, aber auch die Reliefdarstellungen von Gebäuden lassen im Stiche. Das Relief von Sippara, das die Säule so anschaulich giebt, ist an der entscheidenden Stelle figürlich gedeckt. Die auf assyrischen Reliefs vorkommenden Gebäude, wo sie überhaupt durch die Dimensionen der Darstellung belehrend sein könnten, verrathen ein sehr abweichendes wulstartig ausladendes Gesims-

Profil, das kaum anders als durch eine zusammenfassende Verdielung der übereinander vorspringenden Deckenglieder erklärt werden kann. Auf diese allmäliche Vorkragung deutet auch das persische Gebälkwerk hin, wie es sich aus den Felsengräbern der persischen Könige, namentlich aber aus dem Lagerschnitt des Gebälks an dem linksseitig erhaltenen Pfeiler der Façade des Dariuspalastes ergiebt, welcher die Vorkragungen der Architravtheile auch über dem Zahnschnittglied einfach fortsetzt. Nach den erhaltenen Thür-, Fenster- und Blenden-Bekrönungen der persischen Paläste war aber auch das ägyptische Hohlkehlengesims in Persien wohl bekannt, was indess wie überhaupt der persische Formenschatz wegen der späten Entstehungszeit und der zweifellosen Entlehnungen aus Aegypten und Westasien für unsere Frage von untergeordnetem Belang ist. Auch Phönikien zeigt an erhaltenen Gebälken alter Bauwerke (Tempel von Amrit) das ägyptische Hohlkehlengesims ohne Vorkragung seiner Basis über die Wandflucht, und man darf einen gleichen Dachrand wohl auch an dem Portalpylon des salomonischen Tempels, vielleicht am ganzen Tempel annehmen, obwohl die Berichterstatter darüber schweigen.

Kleinasien bietet in dieser Beziehung wenig Belege. Das oben abgebildete Relief von Boghasköi lässt wegen des geflügelten Diskus über den Säulen auf ähnliche Behandlung wie in Phönikien, d. h. indirekt auf ägyptischen Gebälktypus schliessen, von welchem übrigens das Relief selbst nichts andeutet. In Troia VI C wie in Neandria ist von der Gesimsbildung (von einem vollen Gebälk kann wegen mangelnder Aussensäulen kaum die Rede sein) keine Spur gefunden worden. Die phrygischen Felsenfaçaden zeigen in ihrer Gebälkbehandlung eine nationale Eigenart, welche schon durch den Giebel eher auf europäischen Ursprung und auf den Balkan, aus welchem Gebiet die Phryger selbst stammen, als auf syrischen Einfluss hinweist. Vielleicht aber können die horizontalen Traufenenden, wie sie am Denkmal Maltasch bei Hairan Veli und am Denkmal von Bakschisch deutlich, an Arslankaja bei Liyen verwittert auftreten, am Midas- und Arezastis-Mal aber fehlen, auf einen Rest des Horizontaldaches gedeutet werden. National eigenartig sind ebenso die lykischen auf Balkenverband-Vorbilder zurückgehenden Felsengräber. Immerhin aber sind die lykischen Felsengräber mit Nachbildungen von Tempelfaçaden, obwohl verhältnissmässig jung, für unsere Untersuchung von einigem Werth, da wenigstens eines derselben durch die massige Behandlung des Zahnschnittes wie durch die Lage desselben unmittelbar über dem Architrav auf alte Vorbilder zurückgeht.

Mit nicht geringeren Schwierigkeiten ist der Versuch verbunden, die Einführung des Giebeldachs und den planlichen Uebergang von dem auf Innensäulen beschränkten Bau zum Peripteros und die damit verbundene weitere Entwicklung des Gebälks darzustellen.

Jedenfalls war der orientalische Prototypos nicht peripteral. Die Spiralensäule kann nicht für peripterale Verwendung erfunden sein, sondern (abgesehen von Stelenbekrönungen und freistehenden d. h. nicht durch Gebälke verbundenen Säulen) nur für Innen- und Antensäulen. Die von dem Wesen des Sattelholz-Kapitäls untrennbare und sonach sicher ursprüngliche Polsterbildung der Schmalseiten entsprach ebenso nothwendig der Dicke des Architravbalkens, wie die Spiralenausladung an der Langseite des Sattelholzes der Längsrichtung des Architravs. In dieser Beziehung blieben sich die organischen Bedingungen völlig gleich, ob es sich nun um jene Lilienbildung handelte, aus welcher das äolische Kapitäl hervorging, oder um das horizontal verbundene Spiralenpaar, der Prototyp des ionischen Kapitäls. Es konnte deshalb die untergeordnete und schmale Polsterseite nach ihrem genetischen Prinzip niemals nach aussen gekehrt werden. Diese Grundbedingungen, von welchen auch niemals abgegangen worden ist, mussten demnach am Peripteros zu einem schweren Konflikt führen, dem das Eckkapitäl zum Opfer fiel. Denn da man nun die Spiralenseiten sowohl an den Fronten wie an den Langseiten den Architraven entsprechend nach aussen kehren musste, musste diess bei den Ecksäulen statt an den gegenüberliegenden an den anstossenden Seiten geschehen, wodurch sich die geradezu verzweifelte Komplikation ergab, welche jedes Eckkapitäl eines ionischen Peripteros bis zu der spätrömischen Anwendung des an den vier Seiten gleichen Spiralenkapitäls ohne Polsterseiten darbietet. Eine solche dem Wesen des Sattelholzes widerstreitende Verquälung war nur möglich, nachdem das Spiralenkapitäl durch langen Gebrauch festgewurzelt war. Wäre die Einführung des Peripteros gleichzeitig mit jener des ionischen Kapitäls gewesen, hätte man dem letzteren sicher eine Gestalt gegeben, welche an allen vier Seiten gleich war.

Wahrscheinlich gab es in der Frühzeit, nämlich in den nächsten Jahrhunderten nach der Zeit des troianischen Krieges, an der Westküste Kleinasiens Kapellen von der Art des Heiligthums auf dem Relief von Boghaz-köi, welches in den Tempelcellen von Amrith seine nächsten Analoga hatte. Wahrscheinlich auch solche Gebäude, welche an der Fronte zwischen vorspringenden Antenwänden zwei Säulen, gleichviel ob äolischer oder ionischer Form, eingestellt hatten, wie diess die auf assyrischen Reliefs dargestellten Tempelcellen

darstellen. Sie werden wohl, weil von geringen Planerstreckungen, flachgedeckt gewesen sein, wie ihre assyrischen, syrischen und phönikischen Vorbilder, oder wie die Gebäude von kleinen Dimensionen überhaupt. Wir müssen ja auch annehmen, dass die kleineren Räume der peloponnesischen Burgen der mykenischen Zeit horizontal abgedeckt gewesen seien. Erhalten aber ist, soweit kenntlich, von solchen älteren Kultstellen auf dem hellenischen Boden der kleinasiatischen Westküste nichts, und zwar weder aus homerischer noch aus der nächstfolgenden Zeit.

Theilweise erhalten aber sind von Säulenbauten zwei Gebäude mit Säulenstellungen in der Längsaxe des Innern, das eine in Troia VI C nach Dörpfeld's

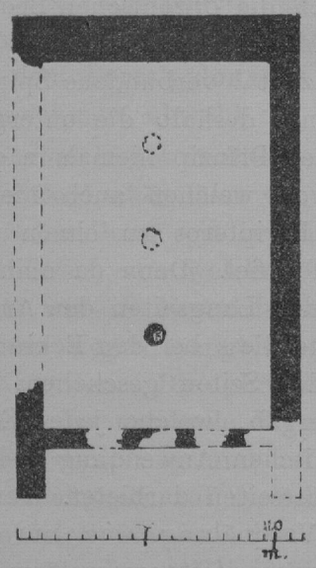

Fig. 11. Gebäude von Troia VI (Dörpfeld).

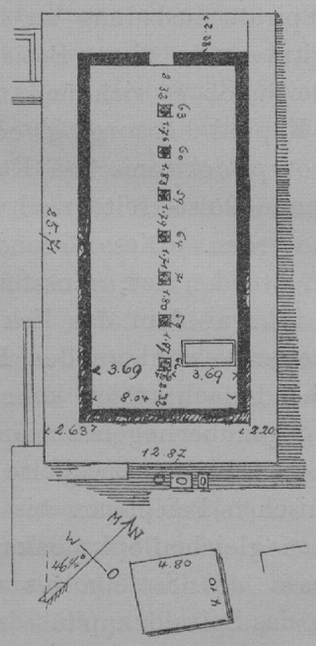

Fig. 12. Tempel von Neandria (Koldewey).

Plan (Fig. 11), das andere in Neandria (Fig. 12). Da sie planlich verwandt, und lokal ziemlich nahe benachbart sind, wird es statthaft sein, sie trotz eines Entstehungs-Unterschiedes von einigen Jahrhunderten zusammenzunehmen, und von dem erhalteneren späteren Bau (Neandria) auf den nur planlich gesicherten früheren (Troia VI C) Schlüsse zu ziehen. Die Bestimmungsfrage ist für uns unwichtig: wenn jedoch die Bestimmung der Ruine von Neandria als Tempel ausser Zweifel steht, so scheint mir die gleiche von Troia VI C wahrscheinlich,

schon weil die Säulen in der Längsaxe die Herdbildung nach Art der Megara ausschliessen.

Was den Stil betrifft, so liegt es nahe, in Asien zunächst an einen asiatischen zu denken. Es nöthigt uns auch in der That, trotz einer gewissen planlichen Verwandtschaft der Megara, nichts, die mykenische Säulenform auf Troia VI zu übertragen. Die Gestalt des im Gebäude C erhaltenen Basencylinders macht es vielmehr wahrscheinlich, dass der Schaft sich nicht wie in Tiryns und Mykenae nach unten, sondern eher nach oben verjüngte. Und ebensowenig sehen wir uns veranlasst, das Kapitäl in der mykenischen Form (Löwenthor und Atreustholus) anzunehmen, und nicht vielmehr als spiralenverziertes Sattelholz. Diess schliesst ja nicht aus, dass es sich den marmornen Neandriasäulen gegenüber noch sehr unentwickelt verhalten haben mag.

Aller Wahrscheinlichkeit nach waren beide Gebäude wie im Plane so auch in der Bedeckung und Bedachung miteinander verwandt. Ich kann von der Ansicht nicht abgehen, dass das erdbedeckte Flachdach über kleine Erstreckungen nicht hinausging. Wenigstens nicht in der Breiterichtung. Die auffallende Schmalheit der in der Länge oft sehr unverhältnissmässig gestreckten Räume der assyrischen Paläste wäre in dieser Beziehung höchst belehrend, wenn es einer solchen Belehrung überhaupt bedürfte. Denn wenn auch der Senkung schwacher Deckhölzer durch Innenstützen bis zu einem gewissen Grade gesteuert werden konnte, so nicht den Uebelständen eines ungenügend beförderten Wasserablaufs oder der Klüftung einer grossen Erddecke im Sonnenbrand. Die klimatischen Bedingungen sind aber in dem gebirgigen und selbst nicht schneefreien Kleinasien doch ganz andere als in Aegypten, und im Ganzen jenen des europäischen Griechenland ähnlich. Man musste also daran denken, weitgespannte Horizontaldecken möglichst zu entlasten und namentlich vor Durchweichung des Erdbelags zu bewahren, und konnte diess in keiner zweckentsprechenderen Weise, als dass man ein Giebeldach über die Decke setzte.

Zur Konstruktion eines solchen konnte nichts förderlicher sein, als eine Säulenreihe in der Längsaxe. Denn ohne Säulenunterstützung würde es bei schwachem Material und einer Spannweite von über 8 m (Neandria) immerhin bedenklich gewesen sein, mit den nach Art von Arslankaja gestellten Firststützen gerade die Mitte freischwebender Deckhölzer zu belasten. Wenn man jedoch über eine in der Firstlinie angeordnete Säulenreihe einen architravartigen Unterzugsbalken legte, konnte man nicht bloss auf diesem die Deckhölzer regulär vertheilen, sondern mit der Aufstellung der Firststützen auf die Lage der Säulen selbst Rücksicht nehmen, indem man sie in den Architrav an der Stelle des Säulenmittels, oben aber in den Firstbalken einzapfte.

Auf diese Weise ergab sich die Giebel-Konstruktion am naturgemässesten, so dass man gar nicht nöthig hat mit Koldewey[1]) anzunehmen, dass der von den Säulen getragene Architrav selbst den Firstbalken bildete, auf den sich die dachförmig geneigten Deckbalken, mithin richtiger Sparren legten. Denn während man nach der Anordnung Koldewey's nahezu gezwungen gewesen wäre, die beiden Frontewände bis zur Giebelspitze zu schliessen, gewann man durch die Verbindung von horizontaler Deckung und von Giebeldach ein nach Belieben offen zu lassendes Tympanon, welches, abgesehen von seinen ästhetischen Vorzügen einer todten Frontewand gegenüber, abgesehen auch von der Möglichkeit der Einstellung figürlichen Schmucks in der Art von Arslankaja auch den natürlichsten Lichtzugang darbot, der durch die Thüre allein ungebührlich gering gewesen wäre. Man kam dadurch auch zu keiner neuen Sondergestaltung, da das Giebeldach sicher auch in den der Troas gegenüberliegenden thrakischen Gebirgsländern heimisch war und auch in Kleinasien durch die lykischen und phrygischen Felsengräber als mit dem Flachdach coexistent bezeugt wird.

Diess setzt noch keineswegs einen engeren Anschluss an die mykenische Konstruktion und somit die Abhängigkeit von der Entwicklung des europäischen Griechenland voraus. Wohl aber den Zusammenhang mit der europäischen Dachungsgepflogenheit im Gegensatz zur syrischen, mesopotamischen und ägyptischen Horizontaldachung. Es konnte mithin die Bildung des Gebälks einen selbständigen oder vielmehr vom Mykenischen unabhängigen Weg betreten. Dieser führte daher auch nicht zum Triglyphen- und Metopenschema der schweren Balkenlagen des protodorischen Stils, sondern blieb bei der engen Reihung des schwächeren Deckungsmaterials, die nach aussen zahnschnittartig zu Tage trat. Auch nicht zu dem unten schrägen Schnitt des Geison als Traufenende des Giebeldaches, dessen Profil vielmehr bei der horizontalen Ausladung des Dachrandes blieb. Die letztere lässt sich allerdings nur dadurch erklären, dass man das Giebeldreieck an der Basis etwas weniger ausgedehnt bildete, und den Dachrand an der Langseite in der überkommenen horizontalen Lage beliess, in welcher an kleineren Gebäuden die ganze Dachung sich erhielt. Dieses Verhältniss findet sich auch an den obengenannten phrygischen Giebelfaçaden.

---

[1]) Neandria S. 44.

Fassen wir die vorstehenden, vorwiegend aus der späteren Erscheinung des ionischen Peripteralgebälkes geschöpften konstruktiven Erwägungen daraufhin zusammen, wie sich wohl die äussere Gebälkbildung des Tempels von Neandria und vielleicht auch des Gebäudes Troia VI C denken lässt, so ergiebt sich Folgendes:

Da an beiden Gebäuden der peripterale Säulenkranz noch fehlte, so fehlte auch der Architrav, oder war zur Erzielung eines gleichmässigen Wandabschlusses und Auflagers der Deckenhölzer auf die sog. Mauerlatten beschränkt. Auch der Fries, der im ionischen Stil jeder tektonischen Gliederung entbehrt, hatte im Gegensatz zum dorischen Stil noch keine konstruktive Berechtigung. Das Gebälk dürfte daher erst mit den enggereihten Deckenhölzern begonnen haben, deren Aussenerscheinung naturgemäss an den Lang- und Schmalseiten verschieden war. Denn an den Langseiten sprangen die Köpfe der Deckhölzer zahnschnittartig vor, an den Schmalseiten erschienen die Längsansichten der beiden äussersten Deckhölzer. Ueber diesem Deckenglied aber müssen die Aussenseiten der Dachkonstruktion zur Ansicht gekommen sein, die offenen Giebel an den Fronten, die horizontalausladenden, von den Deckungsvorsprüngen (Zahnschnitten) getragenen Vorlagen vor den Sparrenenden an den Langseiten.

Wenn der Fries am Tempel von Neandria noch fehlte, so muss die Einführung des vollen ionischen Gebälks sich lange verzögert haben. Der Tempel von Neandria ist zur Zeit das ältest erhaltene Spezimen asiatisch hellenischen Tempelbaues, und wir haben keinen Grund, dieses Gebäude für jünger zu halten, als das dorische Heräon von Olympia. Namentlich nicht, wenn wir, was oben als wahrscheinlich bezeichnet worden ist, die Steinsäulen in ähnlicher Weise, wie es am Heräon von Olympia geschehen, als nachträglichen Ersatz für Holzsäulen erachten. Die Peripteralbildung am Heräon scheint jedoch dem ionischen Peripteros vorauszugehen. Wenigstens haben wir bis jetzt keinen ionischen Peripteralbau, welcher sich mit dem Alter des Heräon von Olympia messen könnte. Wir dürfen aber annehmen, dass dem Peripteros des Heräon von Olympia bald andere dorische Peripteralbauten zunächst in der Peloponnes und dann im europäischen Griechenland überhaupt nachgefolgt seien. Wahrscheinlich nicht mehr viele mit Holzsäulen. Denn um 600 v. Chr. ist der dorische Steintempel schon da, und selbst in entfernten dorischen Kolonien (Sizilien) nachweisbar. Ich nehme gerne meine falsche Annahme[1]) zurück, dass der dorische Peripteros und der Steinbau gleichzeitig seien, da die Gleich-

---

[1]) Ueber das Verhältniss des myken. zum dor. Baustil. Abh. d. k. b. Ak. d. W. 1897. Bd. XXI. S. 526.

zeitigkeit des Säulenumgangs mit dem Naos am Heräon von Olympia nicht mehr zu bezweifeln ist, aber die peripteralen Holzsäulen müssen sich auf ein kurzes Uebergangsstadium beschränkt haben.

Während wir aber die phänomenale Ursprünglichkeit des Peripteros, wie sie Bötticher dargestellt hat, von jeher bekämpft und in demselben vielmehr die Vollendung eines mehrhundertjährigen Entwicklungsganges erkannt haben, bezweifeln wir doch nicht, dass, sobald einmal dieser letzte Schritt gethan war, die siegreiche Kraft der Peripteralerscheinung das System zur raschesten Verbreitung führte, und dass auch die kleinasiatischen Griechen nicht lange zurückbleiben konnten. So gross auch bei der Formensprache der Ionier die Schwierigkeiten waren, dem europäischen Vorgange zu folgen, weit schwerer zu besiegen, als die Schwierigkeiten bei der Herausbildung des Dorischen aus dem Mykenischen, so mussten sie doch überwunden werden, wollte nicht die kleinasiatische Baukunst in kläglichem Rückstande bleiben. Spätestens vom 6. Jahrhundert an tritt daher, soweit wir sehen können, auch der ionische Peripteros auf. Wahrscheinlich war diess auch der Zeitpunkt, in welchem die „äolische“ Kapitälform, wohl von Haus aus die auf hellenischem Boden wenigst verbreitete, gänzlich preisgegeben wurde.

Dass die Verpflanzung des Peripteros von dem europäischen Griechenland nach dem asiatischen erst geschah, als der vorbildliche dorische Peripteralbau schon zu einer gewissen Reife gelangt war, scheint das planlich Fertige aller mehr oder weniger erhaltenen ionischen Peripteralbauten Kleinasiens zu beweisen. Der grosse planliche Unterschied, wie er zwischen dem annähernd gleichzeitigen Tempel von Neandria einerseits und dem Heräon von Olympia anderseits in die Augen springt, ist gänzlich verschwunden. Auch die konstruktiven Grundlagen des Aufbaues wie der Decke und Dachbildung sind im Wesentlichen die gleichen geworden. Um so gründlicher verschieden aber erscheint die Behandlung aller Details, in welcher die kleinasiatischen Griechen bei der landeigenen Tradition verblieben, soweit diess überhaupt thunlich war.

Auf dem in Höhe-, Längen- und Breitenverhältniss im Wesentlichen gleich entwickelten Unterbau erhob sich der ionische Säulenkranz in einer nach Verhältnissen und Detail landeigen bleibender Gestaltung. Die Torenbasen, wie sie schon in den syrischen und assyrischen Prototypen vorlagen, in den vorbehandelten Bauten von Troia VI und Neandria aber ebenso gefehlt hatten wie an den dorischen Säulen des Steinstiles, bereicherten sich durch die horizontalen Canelluren und empfingen hohlkehlenartige Unterglieder, für welche wir keine älteren Vorbilder nachzuweisen vermögen. Die Säulenschäfte, deren Schlankheit sich eher noch gesteigert zu haben scheint, statt sich der dorischen

Schwere anzupassen, erhielten An- und Ablauf-Auskragungen an den beiden Enden, die vielleicht aus dem Vorbild von Metallreifen an den Holzsäulen entstanden sind, namentlich aber eine charakteristische Canellierung, für welche wir ausser unklaren Andeutungen auf dem Relief von Boghasköi kein vorionisches Vorbild kennen. Denn die gleichzeitigen persischen Cannelluren, welche möglicherweise auf mesopotamische Vorbilder zurückgeführt werden könnten, nähern sich mehr dem Benihassan-, dem mykenischen und dem dorischen Typus. Die Canellur der ionischen Säulen der Peripteralzeit ist immer stärker vertieft, nämlich in annähernd halbkreisförmigem Profil, und demzufolge statt der scharfen Stege der dorischen Canellierung durch breite Stege getrennt, welche ihrerseits in ihrer Aussenfläche die Reste des Cylindermantels des Schaftes bewahren. Zur vollen Tiefe der Canellur scheint man sich jedoch nicht von vorneherein entschlossen zu haben, wie die archaisierenden Dreiviertelsäulen des Tempelinnern von Phigalia verrathen. Dasselbe gilt von den halbkreisförmigen Abschlüssen der Canelluren unten und oben, die an dem letztgenannten Tempel fehlen, an welchen die Canelluren auch noch am An- und Ablauf bis an das beiderseitige Schaftende fortgeführt sind.

Das Kapitäl, das jetzt stets das horizontalverbundene Spiralenglied zeigt und die unteren Glieder der Kapitäle von Neandria abschüttelt, gewinnt nun seine nicht mehr wesentlich variierende Form. Die wichtigste Aenderung ist, dass die ursprünglich ganz fehlende, dann mehr oder weniger dürftig entwickelte Kymabildung unter dem Spiralengliede sich echinusartig auswächst. Ich sehe darin weniger ein Einbeziehen des Kapitälmittelstückes der Säulen von Neandria, als das direkte Vorbild des dorischen Stiles, das bei den feinfühligen Griechen nahe lag, weil dem älteren aus dem Sattelholz entsprungenen Spiralenkapitäl von Haus aus das wesentliche ästhetische Erforderniss jedes Kapitäls, die allseitige schräge Ausladung fehlte. Diese Einschiebung erscheint jedoch selten glatt wie der dorische Echinus, sondern fast immer im Eierstabsschema skulpiert, womit sich jedoch die Abkunft des Gliedes vom Echinus keineswegs weiter beweist, denn es ist sehr möglich, dass das manchmal auf dem dorischen Echinus aufgemalte Blattschema erst wieder unter ionischer Rückwirkung entstanden ist, die namentlich in Attika nicht unterschätzt werden darf. Die Schwierigkeit der Einfügung dieses Gliedes in das Spiralenglied, welches letztere es nur an den Fronten zwischen den Voluten ganz, unter den Polstern aber nur theilweise sichtbar liess, erweist das Echinuskyma selbst als eine spätere Zuthat, die am „äolischen“ Kapitäl überflüssig, erst am ionischen zur Nothwendigkeit geworden war, um den Kapitälkörper nach unten dem kreisförmigen Schaftschnitt entsprechend anzugleichen und das obere Schaftende

nicht in das Spiralenglied einfügen zu müssen. Dass das Plättchen unterhalb mit der Perlenschnur verziert ward, geht möglicherweise auf ein uraltes Zierglied des Schaftendes zurück.

Die grösste Verlegenheit aber bereitete, wie schon oben angedeutet wurde, das Eckkapitäl des Peripteros, bei welchem man, um die Spiralenseite an den zwei anstossenden Seiten aussen zur Ansicht zu bringen, dazu gezwungen war, die beiden an den Ecken sich treffenden Spiralen, welche sich in normaler Bildung hätten schneiden müssen und sonach nicht vollständig anzubringen gewesen wären, diagonal nach auswärts zu biegen. Leichter als mit dieser stets sichtbar bleibenden Vergewaltigung konnte man sich dann mit den Polsterseiten abfinden, weil der Einschnitt zwischen den nicht völlig zusammenstossenden Polstern zwar ebenso misslich, aber an der Innenseite wenigstens nicht störend war. Jedenfalls war die Verzerrung des Eckkapitäls eine schwer wiegende Konsequenz der Umwandlung des an den Langseiten säulenlosen Baues in den Peripteros, und ungleich schwieriger und unvollkommener zu besiegen, als die Ungleichheit der Metopen an den Ecken des dorischen Peripteros, welche durch Engerstellung der Ecksäulen leicht und sogar vortheilhaft zu bekämpfen war. Die Mittheilung Vitruvs, dass gewisse Architekten dorisch geplante Gebäude der Metopenschwierigkeit wegen nachträglich in ionischem Stil ausgeführt hätten, darf daher unbedenklich in das Gebiet der Fabeln verwiesen werden, da hiebei die Architekten von der Scylla in die Charybdis gerathen wären. Es kann der Notiz höchstens der Umstand zu Grunde liegen, dass der Unterbau so hergestellt wurde, um ebenso für dorischen wie für ionischen Aufbau verwendet werden zu können. Wir nehmen endlich mit Bestimmtheit an, dass es keinen ionischen Peripteros mit Holzsäulen gab.

Nicht mit der gleichen Sicherheit ist diess vom Gebälk zu behaupten. Zunächst machten die ringsum geführten Säulen auch die Ringsumführung des Architravs nothwendig, welcher schon von vorneherein an den Fronten der Antentempel vorhanden und an prostylen Kapellen vielleicht auch auf die Langseiten erstreckt war. Zunächst aus mehreren übereinander vorkragenden Werkhölzern bestehend, verblieb er auch bei diesem Vorbild, als das Gebälk in Stein ausgeführt wurde. Mit dem reichen und zierlichen Charakter des ganzen Stiles aber hing es zusammen, dass die obere Kante des Architravs mit einem Herzblattkyma und darunter gelegtem Astragal geschmückt ward, wie auch bald Perlenschnüre unter die Vorsprünge des zweiten und eventuell dritten Architravstreifens gelegt wurden.

Völlig neu war dann der Fries, eine Einschiebung, welche ich jedoch nicht einfach als eine Concession an das dorische Vorbild betrachten möchte.

Wenigstens blieb die Triglyphengliederung, welche hier konstruktiv sinnlos gewesen wäre, weg. Mir scheint der Fries nöthig von der Zeit an, in welcher man sich im Pteron nicht mehr mit der Unteransicht der Deckhölzer, als deren Aussenrepräsentanten wir die Zahnschnitte bezeichneten, begnügen wollte, und unter denselben eine Vertäfelung anbrachte. Ich sage unterhalb, weil sie oberhalb wie im dorischen Stil der nach asiatischer Art engen Reihung der Deckhölzer wegen wirkungslos gewesen wäre. Da man nun im Pteron freie Hand hatte die Felder der Vertäfelung nach Belieben anzuordnen, lag es nahe, die Träger derselben den Säulen entsprechend anzubringen, sie selbst aber in einem Rahmenwerk auszuführen, das aus einer Uebereinanderfolge von sich nach oben verengernden Rahmen bestand und sich zu oberst in einer Füllung schloss. Da nun diese Vertäfelung immerhin eine gewisse Höhe erlangen musste, hätte man bei der ursprünglichen Lage der Decke mit der Täfelung die Innenseite des Architravs wenigstens zum grossen Theil dafür in Anspruch nehmen müssen, was der Wirkung des Pteron angesichts der dorischen Weise doch allzu schädlich gewesen wäre. Man hob deshalb die Deckhölzer so weit, dass die Vertäfelung über der Oberkannte des Architravs ermöglicht wurde und schob das Friesglied ein, durch welches man, das Vertäfelungswerk nach aussen deckend, zu einer ähnlichen Dreitheiligkeit des ganzen Gebälks kam, wie sie im dorischen Stil gewonnen war.

Als man aber das Gebälk des ionischen Peripteralbaues in Stein übersetzte, folgte, wohl in nicht allzu grossem Zwischenraum, auch die Uebertragung der Deckenvertäfelung des Pteron von Holz in Stein. Diess brachte es mit sich, dass die vorherigen Deckenhölzer im Pteron nicht bloss überflüssig, sondern für die monumentale Konstruktion des Deckenwerks sogar störend wurde, da aus der Vertäfelung die Decke selbst geworden war. Mit der Beseitigung der Deckhölzer des Pteron war dann der ursprüngliche Zusammenhang des Zahnschnittes mit der Decke aufgelöst, und der Zahnschnitt wurde ebenso zum Ornament, wie die Triglyphen und Metopen des dorischen Stils seit Hebung der dorischen Pterondecke über den Triglyphenfries. Nur blieb im ionischen Stil die Decke des Pteron unter dem jetzt zum Kranzgesims gezogenen Zahnschnitt, wie sie umgekehrt im dorischen über den Triglyphenfries in die Höhe des Geison gehoben worden war. Es sei übrigens noch bemerkt, dass in den beiden Stilen die Decke der Cella von jener des Pteron sich konstruktiv trennte, da im Naos selbst die Holzdecke Regel blieb und der grösseren Spannweite wegen bleiben musste.

Ueber das Kranzgesimse und den Giebel ist dem bereits Dargelegten nicht mehr viel hinzuzufügen. Das Profil des Kranzgesimses behielt die Horizontal-

bildung der alten asiatischen Flachdeckung auch im Steinbau bei, die Verhältnisse und die Dachneigung schlossen sich dem dorischen Vorbilde an. Die Parotides des ionischen Thürsturzes entsprangen sicher dem orientalischen Spiralentypus. In den Stirnziegeln, den Akroterien, und vielleicht auch in der Ausschmückung des Giebelfeldes scheinen sogar ionische Vorbilder nachträglich auf den dorischen Stil zurückgewirkt zu haben, wie diess sicher auch mit manchen vegetabilischen Ornamentmotiven geschehen ist, soweit die Vorbilder des dorischen Zierwerks sich nicht schon aus dem Mykenischen herübergeleitet haben. Diese Beziehungen aber genauer auszuscheiden, sind wir vorläufig nicht in der Lage.

Gewiss mussten die breiten Lücken, welche die spärlich erhaltenen Monumente der Jahrhunderte unmittelbar nach der Zeit des troianischen Krieges wie der Frühzeit des Peripteralbaues offen lassen, im Vorstehenden durch eine Reihe von theoretischen Muthmassungen überbrückt werden, und es ist abzuwarten, wie weit diese durch weitere Funde bestätigt, theilweise berichtigt oder aber negiert werden. Jedenfalls ist auch ein problematischer vorläufiger Versuch gerechtfertigt. Wir wenigstens konnten auf eine Gesamtvorstellung nicht warten, bis sich alle Fragen in ähnlicher Weise durch Funde beantworten, wie diess durch Neandria im Einzelnen geschehen ist. Uebrigens geht der letztere Theil meiner Darlegungen über die Aufgabe hinaus, die ich mir zunächst gestellt habe, weshalb ich mich auch auf blosse Andeutungen beschränken konnte. Das aber möchte ich als positive Behauptung festhalten, dass die eigenartige Schlusserscheinung des ionischen Peripteralbaues nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht eine mehrhundertjährige asiatische Vorbereitung vorausgegangen wäre. Man musste sich im kleinasiatischen Hellas in die Formensprache des ionischen Stiles eingelebt und unausrottbar eingewöhnt haben, ehe man zum Peripteralbau schritt, denn wenn diess nicht der Fall gewesen, hätte das vom europäischen Hellas herübergebrachte Peripteralschema die asiatischen Griechen dazu geführt, auch im Einzelnen enger an das europäische Vorbild sich anzuschliessen, statt hierin so entschieden eigene Wege zu gehen. Diese ionische Eigenart aber ist in ihrer Wurzel eine von Osten her vorgeschobene Tradition. Während wir allen Grund haben, den dorischen Stil als einen im europäischen Griechenland autochthonen, aus dem Mykenischen erwachsenen zu betrachten, welcher sich völlig selbständig und national dadurch herausbildete, dass er von seiner Formensprache fast alles auf einstigem Import beruhende Zierwerk abstiess, finden wir eine solche Emancipation bei den

asiatischen Griechen nicht. Hier war es nicht bloss das Zierwerk, was von Haus aus orientalischer Wurzel war, sondern auch ein guter Theil der Konstruktion war gleichen Ursprungs. Die Konstruktion machte zwar Zugeständnisse an die abendländische Weise, das Zierwerk aber brach niemals mit den orientalischen Motiven, indem sich der hellenische Genius darauf beschränkte, dieselben ebenso sinnig auszubilden als glänzend zu veredeln. Dem männlichen Sprossen urgriechischen Geistes gegenüber, wie wir ihn im dorischen Stil erkennen und verehren, erscheint die ionische Bauweise bleibend als die reizvolle Stiefschwester, welche sich zwar in hellenischer Erziehung zu einer Art von Ebenbürtigkeit emporrang, aber die Levantinerin höchstens in Attika, niemals aber im Mutterlande verleugnete. —